

Zeitschrift: Nidwaldner Kalender
Herausgeber: Nidwaldner Kalender
Band: 80 (1939)

Artikel: Der Geiz-Michel
Autor: Matt, Josef von
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-1008112>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Geiz-Michel

Erzählung aus Unterwalden von Josef von Matt.

Familienrat.

Ein schönes Stück ob dem kleinen Bergdorf stand ein uraltes Bauernhaus am Hang, das Gfell. Von weitem schien es stolz und prozig dazustehen. In der Nähe sah man, daß viele Generationen daran geflickt hatten, daß allerhand schief und ungleich war. Es war zwar alles sauber und solid geflickt, aber von Stolz und Prozig konnte da keine Rede sein.

Es war im Frühling, und überall war viel zu tun. Aber kein Mensch war um das Haus oder um den Stall zu sehen. Am hellen Nachmittag war die ganze große Familie in der Stube versammelt, als wäre mitten unter der Woche Feiertag. Da saßen die Söhne Migi, Toni und Chasp auf der Bank hinter dem Tisch. Migi zeichnete mit dem bloßen Finger Kreuze und Sterne auf die Schieferplatte des Tisches. Toni zupfte und drehte an seinem Schnurrbart und tat dergleichen, als ob er mit tiefsinnigen Gedanken beschäftigt sei. Chasp schnitzte und morzte an einem Stück Holz. Neben ihm saß s'Anni, die älteste Tochter mit rotverweinten Augen und einer Bismete. Daneben blätterte der kleine Werni in seinem Schulbuch. Am Boden spielten s'Brenili und der Hans mit Holzkühen. Die Mutter stand am Büffet, schaute mit kummervoller Miene auf ihre drei erwachsenen Buben, und dann wieder



Die Mutter stand am Büffet und schaute mit kummervoller Miene auf ihre drei erwachsenen Söhne.

auf ihren Mann, der schon lange schweigend in der Stube hin und her trampfte. S'Marieli kam eben aus der Küche herein, blieb bei der Türe stehen, betrachtete ganz ruhig alle die Gesichter und den zornigen Vater und sagte dann: „Wenn von Euch allen absolut niemand gehen will, ich geh schon zum Better Michel, melken kann ich und kochen kann ich auch so gut wie der Michel, und ich werde schon wieder lebendig heimkommen.“

„Vater, du wirst doch nicht ein Mädchen zum alten Michel hinaufschießen, das laß ich nie zu, das wäre ein Verbrechen“, rief die Mutter, „den Michel kennt man.“ Drauf blieb der Vater stehen und sagte barsch: „Marie, red kein dummes Zeug“, dann wendete er sich langsam gegen den Tisch zu um: „Aber der Migi soll gehen, und

jetzt sag ich das zum letztenmal.“ Der Migi zeichnete weiter mit seinem Finger und sprach kein Wort, langsam zog er dabei seinen Kopf zwischen die Schultern, als erwarte er einen Schlag ins Genick. Da begann zuerst s'Anni, dann die Mutter auf den Migi einzureden, s'Marieli probierte es mit Schmeicheln, s'Brenili fing auch an zu schreien, sodaß die Stube voll von weiblichen Stimmen und männlichem Schweigen war.

„Ihr könnt mich alle zum Haus hinausjagen“, sagte Migi, „ihr könnt mich durch das ganze Tobel hinauf jagen, aber zum Better Michel bringt ihr mich nicht noch

einmal, dann schon eher in die Fremdenlegion. Ich bin schon zweimal bei ihm gewesen, die andern sollen auch einmal dranglauben müssen.“ Der Vater blieb stehen, bohrte mit seinen Fäusten in den Hosentaschen, sein Hals und sein Gesicht wurden langsam rot und röter. Die Mutter kam ängstlich zitternd auf ihn zu. Da klappte der Chasp hinter dem Tisch mit Schwung sein Militärmesser zu, legte es hart auf den Tisch, stand auf und sagte bestimmt: „Dann geh halt ich, Mutter, gib mir den großen Rucksack zum Packen.“ Diese Worte schienen auf alle eine erlösende Wirkung auszuüben. Der Vater schaute zwar weiter sehr finster drein. Aber Chasp begann sich sofort zum Aufbruch zu rüsten. Er ging in die Laube hinauf, schrie nach Hemden, Hosen und Halstuch, kam in die Stube und sah, daß sich fast alle davongeschlichen hatten. Nur die Mutter und s'Marieli waren noch da und halfen Wäsche und Kleider zusammentragen. Die Mutter benützte diese Zeit, dem Chasp gut zuzureden: „Vergiß nicht den Rosenkranz, hast Du das Skapulier an, und wenn der Michel flucht und wettet, denk an den heiligen Franz Xaver, nimm Dich zusammen und werde nicht jähzornig; denk daran, daß ich jede Stund um Dich Sorge und daß ich für Dich bete.“ Zuletzt, da er reisefertig und bepackt vor ihr stand, machte sie ihm mit zitternder Hand das Kreuzzeichen, sie war so besorgt um ihn, als ob er direkt in den Krieg und an die Front ziehen müßte.

Sonst gab es keinen langen Abschied, der Vater und die Brüder waren nirgends zu sehen. Chasp schritt schwer beladen dem Tobel zu, denn dort hinauf führte der einzige Weg zu dem obersten, einsamen Bergheimeli, das „Unghiiri“ hieß und dem alten Vetter Michel gehörte.

Wie Chasp zum Vetter Michel kommt.

Dieser Michel auf dem Unghiiri war zeit seines Lebens ein eigenartiger und verschlossener Mensch gewesen. Ganz allein hauste und werkte er auf seinem Heimeli, kaum daß er gelegentlich für Holz oder Heu vorübergehend Hilfe einstellte. Die Milch, welche er jeden Tag aus den paar mageren

Kühelein strupfte, schickte er mit dem Drahtseil ins Dorf hinunter. Er ging nur in seltenen Fällen unter die Leute und schimpfte, polterte und fluchte, wenn ein Mensch auf sein Haus zukam. Das war aber nicht oft der Fall, denn der Weg durch das Tobel war steil und steinig, und nur wenig Leute hatten Lust, den beschwerlichen Weg zu den stöckigen Matten zwischen Wald und Felsen hinauf zu gehen.

Michel war nun schon hoch in den Jahren und einige Male kränklich gewesen. In solchen Fällen mußte dann jemand vom Gfell, es waren dies seine einzigen Verwandten, zu ihm hinauf; aber ja kein Weibervolk. Die Leute erzählten, er sei reich, er habe aus Geiz nicht geheiratet. Viel wurde von ihm erzählt, aber niemand wußte etwas Bestimmtes. Vor Jahren war es hie und da vorgekommen, daß der Michel für einige Tage verschwunden gewesen und daß ein fremder Knecht unterdessen im Unghiiri das Vieh besorgt hatte. Nun war eben wieder einmal keine Milch mit dem Drahtseil zur Sennhütte gekommen. Man hatte im Gfell davon Bericht gegeben. Deshalb befand sich Chasp auf dem Weg durchs Tobel gegen das Unghiiri hinauf.

Chasp wußte wohl so ungefähr aus den Erzählungen seines Bruders, was für ein Dienst da oben auf ihn warte. Aber da er nun einmal ja gesagt hatte, wollte er auch richtig anpacken. „Er wird mich nicht fressen“, dachte Chasp, „so alte wackelige Zähne sind dazu nicht mehr eingerichtet.“

Zu oberst im Tobel, wo das kleine Bächlein die ersten Sprünge macht, führte der Weg im Zickzack gegen den Wald hinauf, dann zu äußerst am Rand der Felsen und Klüffen hinüber zu einem langen Reistgraben, dort wieder im Zickzack hinauf, dann am Wald vorbei über Stock und Stein zur untersten Matte des Unghiiri. Es dunkelte langsam, als Chasp aus dem Wald trat und von weit oben her aus Michels Stall das Vieh brüllen hörte. „Er muß doch schlecht dran sein, der Michel“, dachte Chasp, „daß er jetzt noch nicht gemolken hat“, und stieg schnellen Schrittes weiter.

Schweigend und schwer atmend kam er endlich beim Unghiiri oben an. Die Haus-

türe fand er verschlossen. Er polterte an die Türe. Niemand rührte sich. Da ging er rufend ums Haus. Außer dem Brüllen der Kühe hörte er keinen Laut. Da kam ihm doch eine gehörige Angst an, ob nicht der Michel vielleicht totkrank oder gar tot sei.

Er schwang sich auf die Holzbeige, drückte und stieß an einem Fenster bis der Haken nachgab und stieg ein. —

Schlechte Luft und stille Dunkelheit umschloß ihn. Mit brennenden Streichhölzern suchte er die Türe zur Kammer und trat dann ein. Im Schein des flackernden

Lichtleins sah er den Better Michel im Bett, zugedeckt bis unter den grauen Bart. Der Kopf lag still auf dem schmutzigen Kissen aber die Wangen waren rot und die halb geschlossenen

Auglein glitzerten. „Guten Abend Bet-

ter Michel, wie gehts, habt Ihr Schmerzen?“ Chasp zündete eine Stallaterne an und frug wieder, erhielt aber lange keine Antwort. Erst da er dem Better nahe ins Gesicht zündete, hörte er ihn mit rasselnder Stimme fragen: „Bist Du der Migi?“ „Nein, der Chasper.“ „So, hat Dich der Teufel auch da hinaufgetragen.“ Das war die Begrüßung.

Ein kranker Cholderi.

Chasp dachte, der Better müsse doch nicht so schlecht dran sein, wenn er ihn mit diesen Worten willkommen heiße. Er stellte den Rucksack auf den Boden, fing an, etwas zu erzählen und dann etwas für den Durst zu sorgen. Während er in der Küche nebenan hantierte, hörte er den Better schimpfen: ein gutes Zeichen. Dazu brüllte das Vieh. Chasp hatte sogleich alle Hände voll zu tun, in der Küche, in der Kammer und im Stall.

Mit den Vorräten war es auch schlimm bestellt und mit der Ordnung erst recht. So gegen Mitternacht wurde er mit dem Notwendigsten fertig und setzte sich neben des Betters Bett auf einen wackeligen Stuhl. Es wurde ihm doch etwas unheimlich neben



Die malerische Kirche in Magden

dem fiebernden Michel, so weit weg von allen Leuten, allein in dem einsamen Haus mit dem Kranken, der schwer atmend unter den Decken lag und ihn immer wieder mit stechenden, böartigen Blicken maß. Chasp wollte wachen. Er blieb also auf dem Stuhl sitzen und schaute auf das härtige Gesicht. „Er sieht aus wie des Vaters hölzerner

Rußbeißer“, dachte Chasp und lächelte, während der Schlaf ihn übermannte.

Am Morgen erwachte er, am Boden liegend, und hörte die gleichmäßigen Atemzüge des Betters. Also hatte auch er den Schlaf gefunden. Leise schlich Chasp hinaus und machte sich an die Arbeit.

Die beiden sprachen nicht viel zusammen. Erst nach langem Fragen konnte Chasp über das Leiden, die Schmerzen und das Befinden des Betters Näheres erfahren. Chasp wollte immer den Doktor holen, aber der Bette wurde hitzig und zornig und wollte nichts davon wissen. „Ich kann mir selber helfen“, sagte er immer, „und überhaupt, ich will keinen Doktor, ich will nicht aufgemacht werden.“

Und wirklich, der Bette verbiß die Schmerzen, überwand das Fieber und heilte die Krankheit mit Energie und Zorn. Aber je besser er atmen und sich drehen konnte, je weniger er im Fieber redete, um so giftiger und gehässiger wurden seine Worte. Chasp begriff immer mehr, warum der Migi nie mehr zum Bette Michel hinauf wollte, sogar lieber in die Fremdenlegion. Das war ein unerträgliches Leben bei dem kranken alten Cholderi. Aber er dachte: „Mindestens noch einmal so lange wie es der Migi das letzte Mal hier ausgehalten hat, will ich auch da oben bleiben.“ Und irgendwie hatte er doch die Hoffnung, daß der Bette nach und nach seine Arbeit anerkennen werde.

Michel hatte auf einem kleinen Brett an der Wand neben dem Bett immer fünf Steine liegen. Chasp frug ihn, was diese Steine bedeuten und nützen sollen. Michel war gerade besonders schlecht gelaunt und sagte: „Das sind meine Waffen, der größte ist da, um ihn dem Teufel, wenn er kommt, an den Kopf zu schmeißen, der zweite für die Schelmen und die andern drei für die lausigen Bettebuben, welche den Michel bei lebendigem Leib erben wollen.“

So ging die Besserung langsam vor sich. Eines Abends war Chasp im Stall beim Melken. Da sah er am plötzlichen Dunkelwerden, daß jemand in der Stalltüre stehen müsse, und schaute dorthin. Ihm war, als ob der Teufel persönlich ihm einen Besuch

abstatten wolle. Im Türrahmen stand der Michel. Die Hosen schlotterten um seine Beine, ein alter Militärkriemler hing ihm um den Bauch und ein feuerrotes Tuch war dick ein paarmal um seinen Hals gewunden. Chasp sprang so bestürzt von seinem Melkstuhl auf, daß ein schöner Schapf Milch aus dem Kessel sprang: „Ja, wie ist es möglich, Bette, seid Ihr aufgestanden? Michel blieb unter der Türe stehen, wo er sich schön auf beiden Seiten festhalten konnte: „Ich muß den wohl aufstehen, wenn man jeden Tag sehen muß, daß die ganze Wirtschaft verlottert, sehen muß, daß Viehvorrat und Werkgeschirr zum Teufel geht.“ Chasp wollte ihn beruhigen und ins Haus zurück komplimentieren, aber Michel schimpfte weiter: „Was ist das für ein Miststock so viel Streue im Gaden und halbe Milch im Schorgraben, so ein verdammter Lotterbub.“ Das wurde nach und nach dem Chasp doch zu bunt. Er führte den Michel schön sanft von der Stalltüre weg, dann ließ er ihn los und sagte: „Bette Michel, jetzt bitt ich Euch, macht einen Punkt, sonst hab ich dann plötzlich genug vom Schimpfen, Räbeln und Schaffen.“ Der Michel geriet ob dieser Rede in schreckliche Wut, hob die Faust in die Luft, verlor dadurch das Gleichgewicht und suchte ringsum nach einem Halt. So landete der wütende Bette auf dem Miststock.

Seitdem war der Bette noch schweigsamer, aber der Chasp ließ sich in seiner Arbeit wenig mehr dreinreden.

Militär im Dorf.

An einem schönen Abend stellte Chasp etwas früher als sonst die Suppe aufs Feuer, machte früher als sonst Feierabend. Er nahm sein Sonntagsgewand vom Nagel, machte sich schön und verduftete heimlich.

Casp war im Militärdienst Korporal. Nun hatte er seit zwei drei Tagen im Tal schießen gehört. Das und allerlei andere Gründe verführten ihn dazu, dem Michel für eine Nacht durchzubrennen. Er mußte sich zwar beeilen, wenn er von den Soldaten noch etwas sehen wollte.

Er hatte ein wenig Angst, er werde von einem der Brüder oder vom Vater gesehen.

Er machte darum einen großen Bogen um das Gfell herum.

In der Wirtschaft war Betrieb. Im obern Saal tanzten die Offiziere und machten sich lustig. Sie nannten das Offiziersball in der Sennhütte. Immerhin waren ein paar Mädchen aus dem Dorf und von den umliegenden Heimen da, welche die Gelegenheit, außerhalb der Kalenderordnung zu tanzen, gerne benützten. Chasp ging auch in den obern Stod und guckte durch den Türspalt, um zu sehen wer alles das sei.

Wie er so da stand und in den Saal hineinspähte, sah man ihm an, daß er nicht nur wegen den Uniformen ins Dorf gekommen war. Und richtig, mit unbefriedigter Miene verließ er seinen Guckposten und strich um das Wirtshaus herum. Da hörte er Gretlis Stimme. „Aha, also ist es doch da“, dachte er, „ich habe mir doch gedacht, daß es an einem solchen Tag hier aushelfen wird.“

Das Gretli vom Moorboden war mit den Wirtsleuten irgendwie verwandt. Wenn diese Hilfe haben mußten, kam Gretli willig und gern. Nun half es auch in der Küche. Chasp sah vom Garten aus in die Küche hinein. Er sah auch einen Unteroffizier dort sitzen und eifrig reden. Das gefiel dem Chasp ganz und gar nicht. Immer näher ging er auf das Fenster zu. Wegen der Musik im Saal, dem Gesang in der Gaststube und dem Geklapper der Teller konnte Chasp kein Wort verstehen. Er sah nur, daß Gretli lächelnd und nett dann und wann kurze Antworten gab.

Zuerst wollte Chasp in einem gewaltigen Sprung direkt durchs Fenster in die Küche

hinein, dann aber überlegte er sich, daß er jetzt einmal gar schön abpassen könne und dann für alle Zeiten wisse, wie das Gretli mit jungen Männern umgehe.

Er suchte sich einen versteckten Standpunkt, von dem aus er das Küchenfenster und die Haustüre sehen konnte, und wollte wachen. Diesmal schlief er nicht ein.

Die Zeit verging ihm langsam. Hörte denn die Tanzerei nie auf? War das Militär zum Tanzen da? Da hatte er doch eine andere Dienstauffassung. Ueberhaupt hätte

der Wachtmeister in der Küche auch schon längst aufs Ohr gehört, das war ja strafbar. Chaspis Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt. Endlich sah er Gretli unter der Haustüre, und natürlich der Unteroffizier hinterher. Aber zu dessen großer Unzufriedenheit gabs da nichts zum Einhängen und Heimbegleiten. Gretli hüpfte die paar Tritte hinunter auf die Straße, rief: „Gut Nacht, alle miteinander“ und verschwand.



Im Türrahmen stand der Michel.

Jetzt kam Leben in den versteckten Chasp. Wie ein angeschossener Büffel sprang er dem Gretli nach, über den Gartenhag, die Straße und den Dorfbach. Unter dem Dorf stellte er sich ihm in den Weg. Gretli kam eiligen Schrittes daher, wollte ängstlich bei dem dunkeln Mann vorbei. Chasp griff nach ihm, aber bevor er ein Wort sagen konnte, hatte er eine zünftige Ohrfeige im Gesicht. Er ließ aber Gretlis Arm nicht los. So entstand ein kurzer Kampf, bis es endlich seine Worte verstand und seine Stimme erkannte. Da sagte es lachend: „Du Chasp, die Ohrfeige soll Dir gut tun, die sitzt, das freut mich.“ Er war darob weniger begeistert:

„Ich hätte zwar lieber etwas anderes von Dir als Ohrfeigen, aber das ist immerhin besser als gar nichts.“ „Willst du noch eine“, lachte Gretli. So kamen sie ins Plaudern und gingen nebeneinander her.

Es ist nicht zum Begreifen, wie junge Mädchen lachen können. Es ist einfach unmöglich, von ernstesten Dingen mit ihnen zu sprechen. Schon so oft hatte Chasp eine Gelegenheit gesucht, mit Gretli das zu bereden, was ihm auf dem Herzen lag, aber jedesmal mußte es die Dinge so zu drehen, daß zuletzt eine große Lacherei daraus entstand. Auch diesmal ging es ihm genau gleich. Sie plauderten, lachten, und plötzlich nahm es am Borli vor dem Moorbodenhaus Abschied und verschwand mit ein paar Sprüngen in der Dunkelheit. Da stand er nun, das Herz und den Mund voll schöner Worte, aber ohne Zuhörerin. Auf dem finsternen Weg durchs Tobel redete er dafür laut vor sich her.

Wie Michel nachts sein Geld besucht.

Der alte Michel machte in dieser Nacht auch einen Spaziergang, aber nur ganz kurz. Eine Kuh weckte ihn mit ihrem Brüllen. Er wartete und lauschte, ob der Chasp von oben nachschauen gehe. Nichts war zu hören. Sonst war doch Chasp immer sofort auf jedes verdächtige Geräusch hin aufgestanden. Die Kuh brüllte weiter. Michel wartete noch lange, dann bequemte er sich endlich dazu, dem Chasp zu rufen. Keine Antwort. Er rief immer lauter, immer zorniger. Die Kuh hatte längst aufgehört zu brüllen. Dafür brüllte jetzt der Michel. Der Zorn über den schlafenden Lummel machte ihm Herzklopfen und Schmerzen. „Chasp, Chasp, du Teufelssohn, steh auf!“ Plötzlich blieb Michel ganz still liegen. Ihm war ein furchtbarer Gedanke gekommen. Hatte nicht Chasp davon geredet, daß er im Fieber wirres Zeug gesprochen habe? Was hatte er wohl gesprochen? Hatte er vielleicht von dem Versteck geredet, wo sein Gold und Geld verborgen lag? Von da ab nahmen in des Kranken Kopf die Gedanken wilde Sprünge. Chasp war fort. Das war sicher. Es war also gut möglich, daß Chasp ihn in den

Fieberträumen ausgefragt hatte und nun das Geld und Gold gefunden, gestohlen, mitgenommen oder vielleicht an einem andern Ort vergraben hatte.

Dem Michel rann der Schweiß in den Bart. Zur Wut kam nun die Angst, die Angst um sein Geld. Stöhnend, jammernd und fluchend wälzte er sich aus dem Bett, suchte das Licht und die Hosen und stieg in den Keller hinunter. In einer Ecke lag allerhand Gerümpel wirr durcheinander. Michel leuchtete lange in diese Ecke, hatte er doch diese scheinbare Unordnung absichtlich so hingestellt, daß er an der kleinsten Veränderung sehen mußte, ob jemand sich in dieser Ecke zu schaffen gemacht habe. Alle diese Geheimzeichen waren noch unberührt, aber Michel war damit nicht zufrieden. Er packte alles weg, bis er den Boden bloßgelegt hatte, bis er schließlich die Steinplatte unter der Schicht Erde sehen und befühlen konnte. Ja, er machte sogar Anstalten, diese schwere Platte zu heben. Aber da befielen ihn wieder die heftigen Schmerzen. Er mußte von seinem Vorhaben ablassen. Zitternd stellte er alles wieder an den Platz und kehrte um. Auf dem obersten Tritt entglitt die Stalllaterne seiner schlotternden Hand und fiel in den Keller zurück. Das Licht erlosch. Michel stieß im Dunkeln irgendwo an und fiel auf den Boden.

Da lag er nun in all seiner Herrlichkeit und konnte sich kaum rühren. Nach etlichen Versuchen aufzustehen oder sich in die Kammer zu schleppen, blieb er bewegungslos liegen. Nur in seinem Schädel tanzten die Gedanken weiter: „Ist der Chasp auf und davon und kommt nicht mehr? Muß ich hier warten und warten und vielleicht in alle Ewigkeit warten? Wenn der Chasp nicht mehr kommt, wer kommt dann? Wann kommt dann jemand? Ist er vielleicht davon wegen dem Krach im Stall? So wurde aus der Wut über den Betterbub, aus der Angst um sein Geld schließlich der drinaliche sehnliche Wunsch: „Wenn nur der Chasp bald wieder kommt.“

Chasp kam beim ersten Morgengrauen. Er ging zuerst in den Stall, schaute nach, ob alles in Ordnung sei, dann öffnete er mit größter Vorsicht die Haustüre und

wollte möglichst geräuschlos in den obern Stock verschwinden. Bei der Stiege stieß er an etwas Weiches, Schweres, griff darnach und fand den Michel. Chasp frug nicht lange. Ausreden waren da nicht am Platz. Er packte den Michel ins Bett, deckte ihn schön warm zu, warf über die schwere Federdecke noch den alten Militärkaputt, kochte Kaffee, wärmte alle Kriesisteinsäcke und brachte so den Michel innerlich und äußerlich wieder auf die richtige Temperatur. Michel sagte kein einziges Wort dazu.

Erst nach dem Mittag taute der Patient langsam auf und stellte hinterlistige Fragen an Chasp. Er wollte wissen, was der Betterbub aus seinen früheren Fieberträumen gehört und ob er etwas vom Geldversteck erfahren habe.

Chasp wurde aus dieser Frageerei nicht flug, war aber froh, daß Michel wegen seinem nächtlichen Ausflug nicht tobte und schimpfte. Jetzt mehr denn je drängte Chasp, doch endlich einen Doktor kommen zu lassen.

Zwei besoffene Krakeeler.

Es vergingen Tage und Nächte. Michel wehrte sich gegen den Doktor und wollte

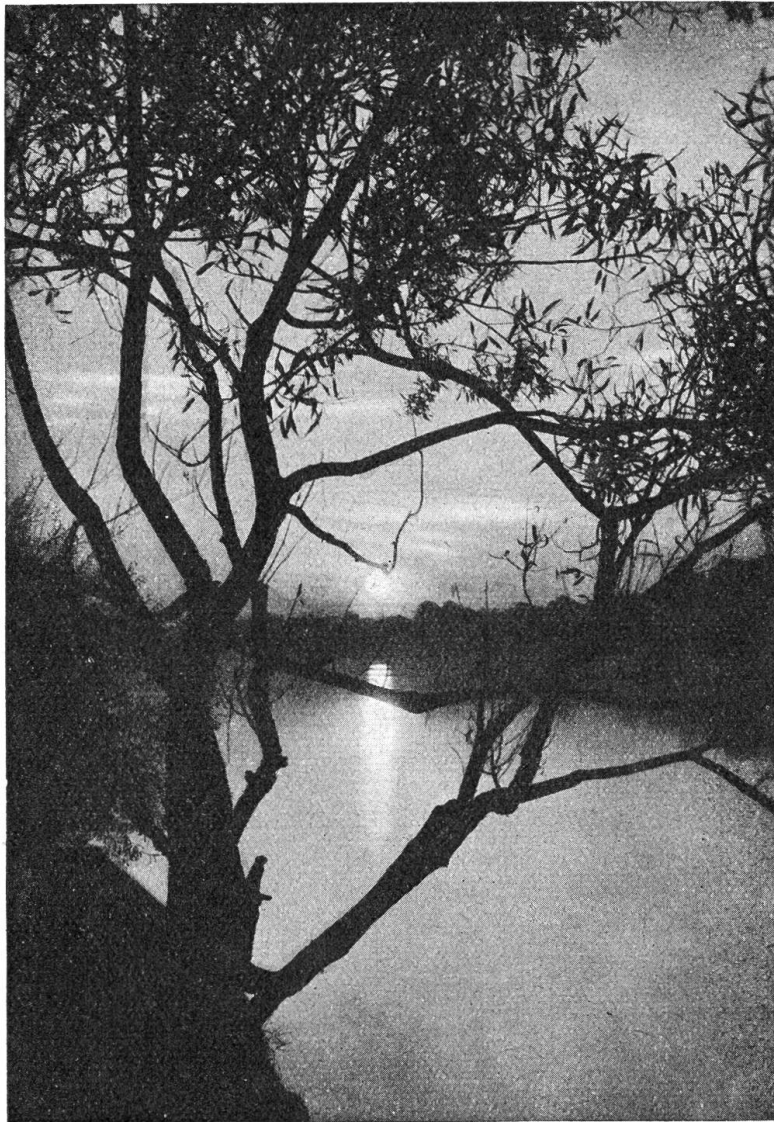
nichts davon wissen. Nach einer Woche saß er plötzlich einmal auf dem Bänklein vor dem Haus an der Sonne. Ein paar Tage später ging er quer über die obere Matte bis zum Hag. So machte er täglich Fortschritte, aber die Schmerzen wollten nicht

weichen, so viel er auch Tee trank und Umschläge machte. Schließlich und endlich war er doch dazu zu bewegen, einen Versuch zu unternehmen, selbst hinunter zum Doktor zu gehen, damit es nicht zu teuer käme.

Es war eine verrückte Idee, mit dem Michel über den rauhen Weg in das stöckige Tobel hinunter und ins Dorf zu gehen. Aber da half kein Zureden, die Reise wurde unternommen. Michel ging schweigsam und vorsichtig und erreichte tatsächlich in verhältnismäßig guter Verfassung den Talboden. Von dort

fuhren sie mit dem Postauto in den Hauptort. Michel war auf die modernen Verkehrsmittel ohnehin nicht gut zu sprechen. Jetzt, da er von einem solchen Behübel mit samt seinen Schmerzen tüchtig geschüttelt wurde, schimpfte er rückhaltlos über die Stinkkarren.

Aber am fürchterlichsten tobte und fluchte der Michel, da er aus dem Doktorhaus herauskam. Die Zeit bis zur Rück-



Abend am Rhein bei Sisseln

fahrt des Postautos verbrachte er im Wirtshaus. Abwechselnd bestellte er ein Träsch und ein Enzian. Auf die Fragen des Chasp, was der Doktor gesagt habe, antwortete Michel kurz: „Sauf Du, das ist die beste Medizin.“ Chasp gehorchte.

Mit hochroten Köpfen stiegen beide ins Auto und gingen, im Dorfe angekommen, direkt wieder in das Wirtshaus. Michel war heute auffallend freigebig. Er bezahlte die Bratwurst für den Chasp und forderte ihn immer wieder zum Trinken auf. Nach und nach wurde er gesprächig und erzählte, daß der himmeltraurige Doktor ihm befohlen habe, sogleich ins Spital zu gehen. Dem habe er aber eine Antwort gegeben, eine zünftige Antwort, und jetzt wolle er dem Doktor beweisen, was mehr nütze, die Gütterliware oder ein wahrhaftes Schnaps.

Chasp drängte zum Aufbruch. Er sah, wie der Michel immer geduckter auf seinem Stuhl saß, wie seine Augen wie geistesabwesend still blieben, und hörte, daß er die Worte verwechselte. Ihm ging es bald einmal auch so.

Das war ein lustiges Paar auf der Straße. Der alte Michel und der junge Chasp Arm in Arm, beide etwas schwankend, beide etwas schief geladen, Chasp jodelnd, Michel fluchend. Das gab einen Auflauf von Kindern. Michel schlug mit dem Stock nach ihnen. Chasp hielt ihn, damit er nicht umfalle. Das war ein ergötzliches Schauspiel für das ganze Dorf. Die Frauen an den Fenstern lachten laut und Michel, der Weiberfeind, gab ihnen nicht eben feine Namen.

Da kam ihnen das Gretli vom Moorboden mit einem Körbchen am Arm entgegen. Es blieb ein paar Schritte weiter oben vor einer Ladentüre stehen und schaute ernst und wie traurig auf die beiden Betrunkenen. Chasp wollte den Michel auf der andern Straßenseite hinaufführen. Aber Michel steuerte seköpsig gerade auf die Ladentüre zu. Dort zeigte er mit seinem Stock auf Gretli und sagte: „Chasp, wenn Du gescheit bist, dann hüte Dich vor solch einem Luder!“ Gretli schaute eine kurze Sekunde fest und ernst dem Chasp in die Augen, dann sprang es in den Laden. Chasp redete mahnend auf den Michel ein, aber

dieser fuhr unbeirrt fort: „Ich sag Dir, alle Weibervölker sind Luder, seit Adam und Eva, ich sag Dir, bleib ledig.“

So redete und lästerte er bis keine Leute und Kinder mehr um sie waren, ja fast bis gegen das Tobel hinaus. Dort wurde er langsam still und schwerfällig.

Von da ab ging es langsam vorwärts, so lange bis Michel plötzlich zusammensackte und am Boden saß. Er begann zu jammern, wie es ihm schlecht gehe, wie er Schmerzen habe, wie der Doktor ihn geknüllt und gedrückt habe, ja, er begann zu schluchzen und zu weinen. Chasp setzte sich neben ihn und redete ihm gut zu, schlug ihm vor, umzukehren und im Gfell zu übernachten. Das wäre doch das Vernünftigste. Er könne doch unmöglich in diesem Zustand den weiten hogerigen Weg hinauf, und vielleicht habe der Doktor doch recht mit dem Spital, dann sei er morgen auch näher dabei. Diese Worte jagten den alten Vetter wieder auf die Beine. Ein paar Schritte weit stolperte und stärgerte er wieder, dann setzte er wiederum ab. Chasp begann regelrecht mit ihm zu schimpfen, er solle doch vernünftig sein und umkehren, und überhaupt: „Das ist die verdiente Strafe, warum hast Du dem Moorbodengretli Luder gesagt.“

Michel hörte nicht zu, er jammerte und weinte weiter: „Nur nicht da unten bleiben. Im Tal tut mir das Herz weh und alles, droben bin ich sofort wieder gesund. Ich will hinauf, ich muß hinauf.“ Dann wurde er vollends wehleidig und jämmerlich: „Chasp, laß mich nicht da unten, verlaß mich nicht in diesem Teufelsloch, bring mich hinauf — — so kann ich wenigstens noch daheim sterben.“

Chasp empfand ehrliches Mitleid mit diesem Häuflein Elend. Er wurde selbst auch ganz gerührt und war bereit, ihm diesen letzten Dienst zu erweisen. Mit viel Mühe und Not setzte er ihn rittlings auf die Schultern und trug ihn bergauf.

Es war ihm selbst schlecht und trümmig vom vielen Schnaps. Der Michel schwankte bedenklich auf seinem hohen Sitz und hielt sich krampfhaft in Chaspis Haaren fest. Das war ein endlos langer, schwerer und mühseliger Marsch.

Diese Nacht schlief er neben Michels Bett am Boden auf dem Militärkaputt.

Schlaflosigkeit ist ansteckend.

Der alte Michel war aus erstklassigem Material gemacht. Er war anderntags munterer als Chasp. Er dachte nicht im geringsten mehr daran, zu sterben.

Chasp hatte außer den Schmerzen im Genick, im Kopf und in den Beinen noch einen empfindlichen Schmerz in der Herzgegend. Die Begegnung mit Gretli wollte ihm nicht aus dem Sinn und bedrückte ihn gewaltig.

Eines Abends erklärte er dem Michel, er wolle schnell heim, er sei am Morgen wieder da. Das erwartete Donnerwetter blieb zu seinem großen Erstaunen aus. Michel war also netter geworden. Chasp zog schon frühzeitig los.

Unten im Dorf ging er gegen das Schulhaus hinüber, um zu schauen, ob wirklich, wie er es ausgerechnet hatte, an diesem Abend Chorprobe sei. Er sah die erhellten Fenster und hörte die Mädchen singen. Nun konnte er noch eine Zeitlang verschlafen und ausruhen und sich seine Entschuldigungsrede ausstudieren. Dann ging er zum Moorboden hinüber, um auszufundschaften, wie er am besten Gretli allein treffen könnte.

Endlich hörte er Gretli plaudern und lachen. Es nahm unten an der Straße von seiner Begleiterin Abschied und kam eiligen Schrittes auf Chasp zu. Dieser pfiff vor sich her, damit es nicht so erschrecke und ja nicht schlage. Dann redete er es ernst an: „Guten Abend Gretli, darf ich ein paar Worte mit

Dir reden, ich komme extra deswegen vom Unghiiri oben herunter.“ — „Ei, ei, der Chasper, wie feierlich, da kann es mir dabei ganz ungeheuer werden.“ Da begann Chasp etwas zögernd: „Weißt Du, wegen dem Michel mußt Du es nicht so böse auffassen, der redet so daher und ich habe ihm gehörig alle Schand gesagt.“ Da lachte Gretli: „Um mir das zu sagen, kommst Du extra vom Unghiiri herunter.“ „Gretli, ich bitte Dich,

lach nicht, mir ist es toternst. Mir ist es gar nicht egal, wie Du von mir denkst und ob Du über mich lachst — Gretli, ich kann seitdem nicht mehr schlafen — —. Etwas spitzig aber doch lächelnd meinte darauf Gretli: „Du, andere Leute können nach soviel Schnaps sehr gut schlafen, und da man bei Dir nicht lachen darf und Du gerade vom Schlafen redest, sage ich Dir jetzt Gut Nacht und schlaf wohl!“ Sprach's und verschwand mit mutwilligen Sprüngen



„Chasp, wenn Du gescheit bist, dann hüte Dich vor solch einem Luder!“

in der Dunkelheit. Chasp wie der Wiswind hinter ihm nach: „Gretli — — Gretli — — so hör doch — — bei meiner Seel — —!“ Da wurde im Haus Licht gemacht. Gleichzeitig kam der große Hund bellend vom Haus weg. Chasp blieb stehen und still.

Nach kurzer Zeit sah er ein Licht im Giebel fenster, sah wie Gretli das Fenster schloß, den roten Vorhang davor spannte, schaute und staunte bis das Licht erlosch. Lange darnach ging er krumm wie ein alter Mann zur Straße, zum Tobel, zum Unghiiri hinauf.

Schlaflosigkeit ist scheint's ansteckend. Gretli lag im Bett, war von strenger Arbeit müde, aber starrte stundenlang mit weit

offenen Augen in das Dunkel seiner Kammer. Es war ihm nicht recht, daß die Mutter Licht gemacht hatte. Ob sie wohl gehört hatte, daß es mit einem Burschen gesprochen? Mutter war so streng. „Ja nun, das merke ich am Morgen schon“, dachte es und drehte sich auf die andere Seite. „Jetzt ist der Chasp bald im wüsten Tobel, wenn ihm nur nichts passiert. Eigentlich hatte es nicht so mit ihm reden wollen. Es war ihm nur gerade so in den Sinn gekommen und schon wars gesagt. Jetzt geht der Chasp und meint, ich wolle ihn nur fuxen und auslachen. Das will ich nicht, das meint er jetzt nur, wegen meinem dummen Wiß.“ Immer wieder klangen in seinen Ohren die Worte: „bei meiner Seel!“ Langsam fing es an zu studieren, wie es das wohl wieder einrenken könnte, wann wohl Chasp wieder ins Dorf komme. Und traurig dachte es: „Wohl sehr lange nicht mehr.“

Aber länger noch als die Nacht lang, plagten diese Gedanken das Gretli. Dann und wann schaute es gegen das Unghiiri hinauf und dachte an den Chasp. Da oben, rings umgeben von Wald, Felsen und Einöde sah man das Heimeli, unendlich einsam und abgetrennt, aber doch schön, die grünen Matten im grauen Gestein.

Wie Gretli das Teufelskraut sucht.

So nach ein paar Tagen wurde dem Gretli das Sinnieren zu dumm. Statt warten und studieren wollte es lieber etwas unternehmen. Pfeif drauf, was die Leute sagen. Es nahm ein Körbchen und ein Reisfäcpli und ging durch's Tobel gegen das Unghiiri hinauf. Der Mutter hatte es gesagt, es wolle Kräuter holen, Frauenmänteli und Silbermänteli.

Darum ging es auch droben nicht auf das Haus zu, sondern grad durch die Matten aufwärts, ganz langsam und auf jedes Kräutlein achtend.

Chasp mähte ob dem Haus. Da sah er plötzlich ennet dem Hubel etwas Rotes verschwinden. Das sah doch afforot so aus wie ein Kopftuch. Interessiert ging er weiter hinauf, da sah er ein Mädchen ganz allein über die Matte spazieren. Er war noch zu

weit weg, aber genau so einen leichten und wiegenden Gang hat doch das Gretli. Wie ein Jäger schlich er sich an. Bald war er gewiß, das war ganz sicher s'Gretli, so frisch und stramm, kräftig und groß war kein anderes Mädchen weit und breit. Er konnte ungesehen ganz nahe heran kommen und zuschauen, wie es sorgfältig Kräuter sammelte.

Dann redete er es an: „Gretli, das ist jetzt ein Wunder, so viel ist hier oben vom Teufel die Red und ich hab noch nie einen gesehen, aber dafür kommt plötzlich ein Engel.“ Und Gretli sagte frisch und strahlend: „Guten Tag, Chasp, man erzählt auf dem Unghiiri gebe es ein Teufelskraut, das will ich jetzt suchen.“ So kamen sie ins Gespräch. Chasp frug nicht warum es gekommen sei. Gretli sagte auch kein Wort davon, sie gingen einfach still und langsam weiter, plaudernd nahe beieinander. Dann und wann griff Chasp nach einem unbekannten Kraut und erklärte dessen Kraft und Nutzen. So kamen sie zu den Felsen hinauf, dort wo das große hölzerne Kreuz weit über's Land hinaus schaute.

Hier waren sie ganz allein, aber nicht lange. Bim, bim, bim, bim, tönte ein helles Glöcklein und nicht ein braunes Geißli über den Hubel. Kam meckernd näher und leckte an Chaspis und an Gretlis Hand. Sie spielten mit dem Geißlein und dann jedes mit des andern feuchter Hand. Und eine Zeitlang später spielte das Geißlein mit Gretlis Körbchen, fraß munter die feinen Kräutlein, ohne bestraft zu werden. Denn die beiden sahen es nicht. Sie schauten sich in die Augen, so lange und so tief, als ob sie das große Glück und den ganzen blauen Himmel darin fänden. Dann wieder küßte Chasp des Mädchens frischen Mund, so daß Gretli ganz mäuschenstill sein mußte. Dabei kann man doch gewiß nicht aufpassen, was das Geißli mit dem Kräuterkörbchen macht.

Die Photographie zwischen den Matratzen.

Tags darauf schimpfte der Michel und machte den Maderi. Chasp wollte den Grund seiner üblen Laune erfahren. Mit vielerlei Fragen und Reden kam er endlich

dazu. Michel hatte wohl gestern das Gretli über die Matte gehen gesehen, und wenn Weibervolk in der Nähe gesichtet worden war, verdarb ihm das auf Tage die gute Stimmung. Aber er polterte nicht nur blind gegen die Weibsbilder, sondern er predigte auf den Chasp ein, daß er doch auch ja früh genug diese schreckliche Gefahr meiden solle. „Alles Elend kommt von den Weibervölkern.

Matte hinaus. Unterdessen stieg in der Pfanne auf dem Herd die Milch immer höher und höher, und gerade in dem Moment, da die Milch schäumend und zischend auf die heiße Herdplatte überquoll, kam Gretlis Mutter zur Türe herein. „Nein aber auch, was machst auch, wo hast die Augen, wo hast den Sinn!“ Mit diesen Worten stürzte sie sich an den Herd und ret-



Die Biesslöcke spiegeln sich im Wasser des Bannalp-See

Zuerst jodeln, singen, streicheln und schmeicheln sie, dann fragen, beißen, schlagen und schreien sie, mit zuckersüßem Lächeln legen sie Dir eine feine Seidenschnur um den Hals und würgen Dich langsam damit zu Tod.“

Diese Predigten machten auf den Chasp einen so tiefen Eindruck, daß er bei jeder irgendwie möglichen Gelegenheit zu Gretli ging, und ihm sogar noch zwischen hinein heißflammende Briefe schrieb.

Einen solchen Brief hielt Gretli in Händen, stand am Fenster und schaute über die

tete, was zu retten war. Gretli erschrak furchtbar, versteckte nervös und zapplig den Brief.

Die Mutter hatte trotz ihrer Rettungsaktion gesehen, daß Gretli etwas versteckt hatte. Sie sagte deshalb nicht viel. Gretlis Mutter war eine gescheite Frau, gmerkig und couragiert. Sie hatte schon gemerkt, daß Gretli in letzter Zeit hie und da so weltverloren sinnierte. Daß sie es bald übermütig jauchzend und bald darauf wieder trübsinnig staunend angetroffen hatte. Sie tat nichts dergleichen, aber paßte gut auf.

An einem späten Vormittag, in der Küche war doch gewiß Arbeit genug, sah sie Gretli unter dem Birnbaum beim Sträßchen. Dort war doch jetzt weder mit Mist, noch mit Heu noch mit Obst etwas zu tun? Sie schaute interessiert, hinter den Vorhängen versteckt, dem Mädchen zu. Es schien eifrig etwas am Boden zu suchen, und dann und wann hob es etwas in seine Schürze auf. Da kam der Briefträger durch das Sträßchen daher. Gretli ging zu ihm hin und nahm ihm die Post ab. Dann kam es eilig auf das Haus zu. Später fand dann die Mutter die Zeitung im Briefkasten und Gretli in der Holzhütte.

Die Mutter war ob diesen bösen Anzeichen in großer Aufregung. Sie wollte jedoch nichts unternehmen, bevor sie wußte, wer der Bursche war, der Briefe schrieb und an wen Gretli so sehnsüchtig dachte. Deshalb mußte plötzlich Gretlis Bett und Federzeug an die Sonne. Während Gretli in der Kirche war, begann sie mit dieser Arbeit. Riß Kissen und Decken aus den Ueberzügen, die Matratzen aus der Bettstatt und entdeckte dabei zwischen Kopfpolster und Untermatratze eine Photographie. Darauf war aber nicht ein feuriger Liebhaber, sondern etwa zwanzig. Es war ein Gruppenbild aus dem Militär. Drei Unteroffiziere und Soldaten. Einer von diesen war aber besonders hervorgehoben, weil dessen Kopf, Brust und Armel mit den Korporalschnüren von einem, mit Tinte aufgezeichneten Bilderrähmchen umgeben waren. Aus diesem unbeholfen gezeichneten Rähmlein schaute stolz der Korporal Chasp vom Gfell.

Die Mutter starrte wie hypnotisiert auf die Karte. Griff hinter sich nach einem Halt und setzte sich schwerfällig auf die Matratze. Diese Entdeckung war für sie ein Schlag ins Genick.

Ein Donnerwetter.

Am Sonntag bei schönem Wetter gingen Vater, Mutter und Tochter zur Kirche. Gerade beim engen Brückli begegneten sie den Leuten vom Gfell. Da fiel es dem Gretli auf, daß seine Mutter die Nase hoch in die Luft streckte und nicht grüßte. Und der

Mutter fiel es auf, daß ihr Gretli besonders freundlich nickte und allen den Gruß entbot.

Das war nun Beweis genug. Jetzt mußte gehandelt werden. Nach dem Nachmittags-Gottesdienst — der Vater war bei einem Faß im Dorf geblieben — rief die Mutter Gretli zu sich hinein. Sie stand mitten in der Stube und sagte: „Gretli, ich muß mit Dir reden; was hast Du mit dem Chasp vom Gfell?“ Gretli rief im Stillen alle Heiligen zu Hilfe und wurde krebsrot, versuchte zögernd etwas zu sagen: „Ja, was meinst Du damit, Mutter, was ich mit dem Chasp tun soll?“ Drauf die Mutter hart und bestimmt: „Ich frage Dich, Gretli, hast Du etwas mit dem Chasp?“ Der befehlende Ton in der Stimme und der mitleidlose Blick der Mutter vertrieben das Rot in Gretlis Gesicht. Es riß sich sichtbar zusammen, seine Augen weit offen, sagte es: „Den Chasp vom Gfell, den hab ich gern.“ Jetzt wurde die Mutter ganz aufgeregt, sie ging zum Fenster, kam wieder zurück, dann sagte sie endlich: „So, Du bist wenigstens ehrlich, Du gibst es zu; aber sage mir, wo kommst Du mit dem Chasp zusammen, wie kannst Du ohne mein Wissen hinterrücks eine Ländelei anfangen?“ Gretli sagte: „Mutter, das ist keine Ländelei.“ „Um so schlimmer“, und dann hagelten Fragen und Vortwürfe auf das Gretli hernieder. Am Chasp und seiner Familie wurde kein guter Faden gelassen. Die Mutter geriet in immer größere Aufregung, sprach von einem Unglück und davon, daß sie schon dafür sorgen wolle, daß damit von der Stund an Schluß sei. Gretli hatte sich eine Zeitlang verteidigt, aber nach und nach keine Antwort mehr gegeben. Jetzt saß es still und traurig in seinem Kämmerlein und weinte. Draußen war heller, lachender Sonnenschein, ein Sonntag wie ein prachtvolles Fest der Natur, und doch weinte Gretli so schmerzlich.

Von da ab war es mit Gretlis Freiheit vorbei. Die Mutter ging selbst ins Dorf zum Einkaufen, und in die Kirche gingen sie beide zusammen, die Mutter wartete unter dem Vorzeichen, bis Gretli herauskam. Selbstverständlich gelang es dem Gretli auch nicht mehr, Briefe vom Briefträger

direkt zu bekommen. Von da ab erhielt es keine Briefe mehr.

Chasp sah Gretli mit keinem Auge mehr. Er konnte die gerissensten Pläne ausstudieren, es nützte nichts. Er hatte ihm doch geschrieben, daß er dann und dann ins Dorf komme, daß er dreimal in der Nacht den Räuzschrei vor dem Haus ertönen lasse und dann auf sein Lichtzeichen warte. Nichts sah und hörte er. Da fing er in seinem einsamen Käbelnest oben an zu sinnieren: „War Gretli so ein wetterwendisch Ding, daß es einmal so herzlich und lieb sein konnte und dann nachher wochenlang treulos schweigend?“ Er konnte und wollte das nicht glauben, aber alle Zeichen sprachen dafür. Dabei hatte er sich wahrlich nichts vorzuwerfen.

So bekam er an allem den Verleider. Er mochte nicht mehr dem nörgelnden Michel zuhören, mochte nicht mehr im abgelegenen Unghiiri bleiben, wollte heim ins Dorf und von der Nähe aus versuchen, Näheres über Gretli und seinen veränderten Sinn zu erfahren. Zu Michel sagte er vorläufig kein Wort. Er ging eines Abends heim ins Gfell.

Alle fragten ihn aus, wie es im Unghiiri gehe. Der Migi lachte schadenfroh, daß Chasp derart genug habe. Die Mutter sagte, man solle den Michel dazu bringen, daß er endlich dem Doktor gehorche und in den Spital gehe. Es gefiel ihr gar nicht, daß der Chasp so lange bei dem bössartigen Better oben bleibe. Wenn sie gewußt hätte, daß es so lange dauern würde, hätte sie nie ihre Einwilligung gegeben. Der Vater erklärte klipp und klar: „Dem Michel seinen Sehkopf kann man nun einmal nicht an-

dern. Einen fremden Knecht hinausschicken kann man schon wegen den Leuten nicht, also muß Chasp für die nächste Zeit noch droben bleiben. Wenn dann einmal der Herbst kommt oder gar der Winter, kann leicht eine Veränderung mit dem Michel eintreten, aber vorderhand wird nicht gemurt, Chasp!“

Also mußte Chasp als gehorsamer Sohn halt eben wieder umkehren. Die Mutter packte ihm frische Wäsche und Gewand ein und begleitete ihn noch ein Stück dem Tobel zu. —

Chasp fragte die Mutter über alle Ereignisse im Dorf und verstand es schön fein, auf die Leute im Moorboden zu sprechen zu kommen. Die Mutter beklagte sich, daß der Bauer vom Moorboden und seine Frau seit einiger Zeit nicht mehr grüßen, und ganz offensichtlich und ohne jeden Grund sich ganz feindselig benehmen, aber Gretli sei immer nett und freundlich; man sehe es zwar in letzter Zeit fast nie.



„Was hast Du mit dem Chasp vom Gfell?“

Des Vaters Zureden und der Mutter Befehl.

Eines Morgens saß Gretli in der Küche beim Rüsten. Die Mutter war ins Dorf gegangen. Da kam der Vater, nistete allerdhand im Küchenganterli, sprach etwas von einem Trank für die kranke Kuh und strich so halb verlegen um das Gretli herum. Dann sagte er ganz unvermittelt: „Gretli, Du machst der Mutter viel Kummer; ich rate Dir davon ab steckköpfig zu sein. Ich an Deiner Stelle würde einlenken. Wir wollen doch alle den Frieden im Haus. Und das mit dem Chasp will sie nun einmal nicht.“ Da kamen dem Gretli schon wieder

die Tränen in die Augen, aber es nahm doch allen Mut zusammen und fragte den Vater ruhig: „Und Du, was hast denn Du gegen den Chasp?“ Der Vater schüttete aus einem Papiersack Kräuter in ein Becken und murmelte so vor sich her: „Weißt, ich kenne ja den Chasp nicht so recht. Mir selbst hat er nie etwas zuleid getan. Weißt, die Mutter will halt gut für Dich sorgen, und da glaub ich, will sie nicht, daß Du einmal mit ein paar Kindern Hunger haben mußt. Ein Bauer muß heutigentags Geld haben, wenn er nicht verhungern will, und einem Knecht gibt sie Dich nie. Ich sag dir, die gibt nicht nach. Laß Du doch lugg, dann haben wir es wieder alle schön beieinander.“ Daraufhin ging der Vater geschwind hinaus. Er war nicht dafür eingerichtet, mit seinem lieben Meitschi zu schimpfen. Das verweinte Gesicht und die traurige Miene Gretlis hatte ihn arg beelendet.

Gretli rüstete weiter. Des Vaters Worte gingen ihm zu Herzen. Gerne hätte es ihm alles Gute versprochen, aber es konnte seine junge Liebe nicht aus dem Herzen reißen, konnte einfach nicht lustig sein, wenn es sich nicht auf ein Wiedersehen mit dem Chasp freuen konnte. Aber in des Vaters Worten lag doch eine Hoffnung. Er war doch nicht so wütend dagegen, wie die Mutter immer sagte. Vielleicht, vielleicht war doch nicht alles verloren.

Am Nachmittag vernichtete die Mutter diese kleine Hoffnung mit einem Schlag. Sie teilte dem Gretli mit, daß sie nicht mehr länger zuschauen könne, wie es bleicher und magerer werde und trübsinnig umeinander schleiche. Eine Luftveränderung wirke in solchen Fällen Wunder. Sie habe nun für eine gute Stelle gesorgt. Heute werde gepackt und morgen verreist.

Gretli wollte nicht gehen. Es hat und flehte. Alles nützte nichts. Es hat den Vater und die beiden Brüder, sie möchten doch die Mutter umstimmen. Auch das half nichts. Und nicht nur das. Bevor sie mit dem Gretli und seinem Gepäck fortging, verlangte sie von ihm das hoch und heilige Versprechen, daß es von dort nicht ein einziges Mal an den Chasp schreiben dürfe. Gretli gab der Mutter schließlich das Ver-

sprechen und fühlte sich so elend und fortgejagt und so unglücklich wie noch nie.

Gretli konnte allerdings in der neuen Stelle viel lernen. Das war ein großer Betrieb mit Ackerbau. Eine Jugendfreundin der Mutter war hier die Bauersfrau und Meisterin. Aber sie hatte nicht viel zu sagen, nicht viel zu meistern, denn der Bauer behandelte sie genau so miserabel wie die Mägde und Knechte. In einer kleinen niederen Kammer schlief es mit einer Magd zusammen. Am Morgen früh auf, und am Abend bei schlechtem Licht bis in alle Nacht hinein flicken oder glätten, das was tägliche Programm.

Zu seinem größten Erstaunen erhielt Gretli schon in der ersten Woche ein Paket mit Kuchen und Schokolade und einem zarten weichen Hemd, mit einem lieben Brief von der Mutter. Sie schrieb herzlich und gar mütterlich und erzählte darin von der Kranken Ruth und von des Bruders Kranz am Schützenfest.

Gretli war die harte Arbeit nicht gewohnt. So hatte man daheim nicht in der ärgsten Zeit geschuftet.

Schon nach kurzer Zeit kam aber zu der Langedzeit, dem Heimweh und der Müdigkeit noch eine andere Sorge. Der Bauer war viel in der Stadt oder sonst fort. Wenn er dann zuhause war, griff er nirgends selbst zu, sondern trieb alle andern an. Deshalb tauchte er überall auf. Meistens schimpfend. Bei Gretli aber schlug er bald einmal einen andern Ton an. Bei ihm versuchte er es mit schmeicheln und streicheln. Gretli wäre es lieber gewesen, er hätte auch geschimpft. Der Bauer aber schlich immer öfter dem Gretli nach und redete mit ihm so dünnfädig und durchsichtig. Zuerst wollte es direkt zur Bäuerin laufen, gab es dann aber auf, denn die hatte schon Sorgen genug.

Diese gehezte und harte Zeit war nicht dazu angetan, seine Herzenswunde zu heilen. Immer wieder dachte es, wenn nur das Versprechen nicht wäre, das Versprechen, dem Chasp nie zu schreiben. Wenn er wenigstens geschrieben hätte. Wenn es nur ihm seine Adresse hätte mitteilen können. Da kam ihm eine gute Idee. Es schrieb

einen langen Brief an seine Freundin im Dorf daheim. Es schrieb, wie es ihm schlecht gehe, daß es so unsinnig schaffen müsse, daß im ganzen Haus Streit und Zank herrsche, dazu noch schlecht und mager gekocht werde. Sie solle ihm auch hie und da schreiben, damit es das Elend vergessen könne. Sie solle aber ja keinem Menschen verraten, wo es sei und wie es ihm gehe. — Es schreibe sonst niemandem und nur ihr ganz im Vertrauen.

Eine Woche, ja kaum ein paar Tage nach diesem Brief wußte das ganze Dorf, wo Gretli war, wie es ihm gehe und die genaue Adresse. Ja sogar der Chasp vernahm all dies.

Wie Chasp in wichtigen Geschäften auf Reisen geht.

Chasp schrieb sofort einen Brief. Keine Antwort. Er war mit seinen

Knobelfingern gewiß kein Schnell- und Schönschreiber, aber er schrieb nochmals. Teufel noch einmal, wieder keine Antwort! Dorthin reisen konnte er nicht, das war zu weit. So lange konnte er dem Michel nicht durchbrennen.

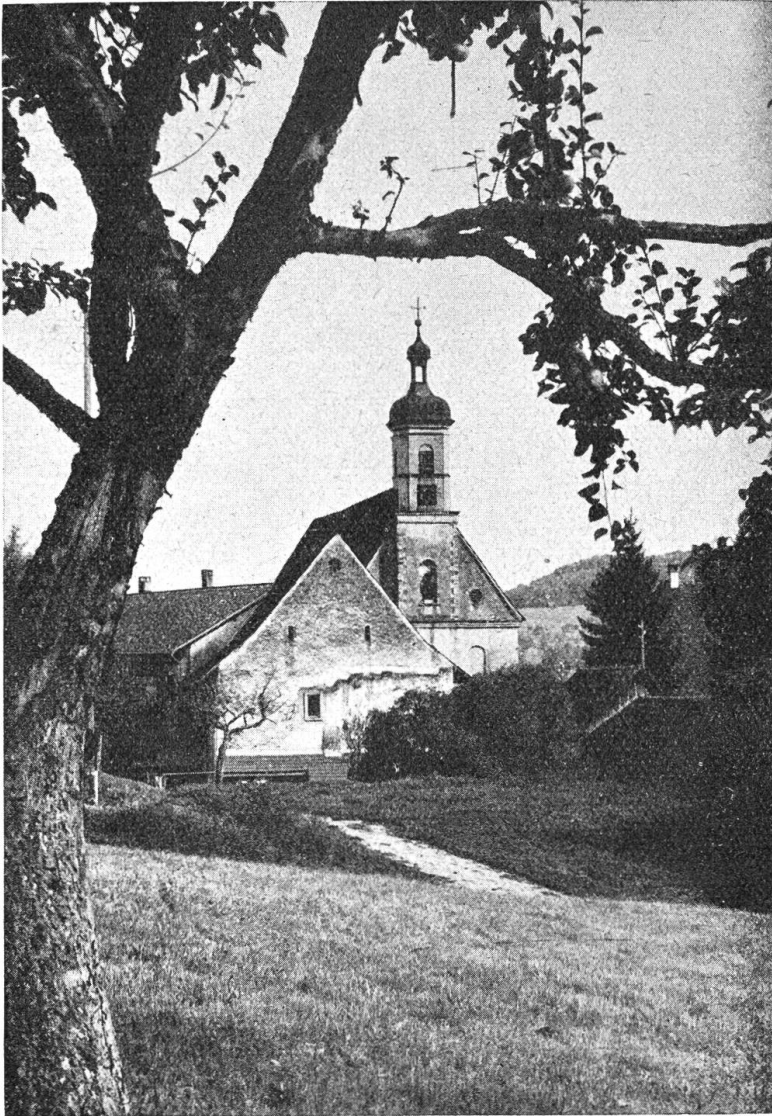
Merkwürdigerweise trat Michel in dieser Zeit mit einem sonderbaren Ansinnen an Chasp heran. Michel war überhaupt eher weniger verschlossen und mürrisch. Seit

jenem Gang zum Doktor hatte er schon manchmal anerkennend über Chasp's Arbeit gesprochen. Ja hie und da war er sogar so weit aus sich herausgetreten und hatte von seiner Jugend erzählt.

Kam er da eines Abends aus der Kammer

und sagte zu Chasp: „Willst Du mir einen Dienst tun, einen wirklichen, großen Dienst?“ Chasp sagte sehr erstaunt ja. „Du bist doch im Militär gewesen, Du verstehst doch mit der Eisenbahn umzugehen. Also, Du solltest für mich eine Reise unternehmen. Ich zahle Dir die Bahn und das Essen, schlafen kannst Du in einem Heugaden, aber probier und nimm einen einzigen Rappen davon. Ich habe da fünf alte Münzen.“ Michel öffnete dabei seine Faust und es lagen tatsächlich 5 große, glänzende Goldstücke darin. —

„Die sind schon lange abgerufen, haben nur noch den Goldwert. Es sind alte Andenken. Ich muß sie verkaufen, es geht mir schlecht.“ — Dann erklärte er dem Chasp, er solle in die Stadt gehen zu einem Uhrmacher und fragen, wieviel er für eine solche Münze bezahle. Michel nannte genau den Preis, den er dafür haben wollte. „Wenn Du soviel bekommst, dann gehst



Kirche des ehemaligen Klosters „Gottesgarten“ in Olsberg

zu einem anderen Uhrmacher oder Goldschmied und verkaufst zum gleichen Preis die zweite Münze. Und so wechselst Du mir bei jedem ein Stück in gültiges Silbergeld um.“ Die halbe Nacht erklärte der Michel, wie er es machen solle und wo in der Stadt solche Goldkäufer zu finden seien.

Chasp kam aus dem Staunen nicht heraus. Plötzlich aber kam ihm in den Sinn, daß das Gretli in dem kleinen Dorf ganz nahe bei der Stadt sei. Jetzt wußte er schon, wo er in einem Gädeli übernachten wolle.

Am frühen Morgen schon verreiste Chasp im schönsten Sonntagsstaat. Er kam in die Stadt und war sehr erstaunt, daß schon der erste Uhrmacher eine ziemlich höhere Summe für das Goldstück bezahlte, als Michel ihm gesagt hatte. Bis am Abend hatte er Michels Auftrag ohne Hindernis und sehr vortheilhaft ausgeführt.

Eben erwischte er noch einen Zug, der zum Dorf fuhr, wo Gretli in der Stelle war. Die Dämmerung legte sich auf Wald und Acker, da er ausstieg und nach dem Bauernhof fragte. Im Dunkeln kam er auf die große Scheune zu. Er sah eine Magd mit einem Eimer vom Haus in den Stall gehen und dachte: „Da wart ich, die wird nicht im Stall übernachten, und habe ich Glück, so ist es das Gretli.“

So viel Glück hatte er allerdings nicht, aber es war das Mädchen, welches beim Gretli in der Kammer schlief. Er sagte diesem, er komme aus Gretlis Heimatdorf, sei hier am Vorbeitweg und wolle dem Gretli Grüße ausrichten, er heiße Chasp.

Das Mädchen hieß ihn warten und bald darauf kam Gretli schnellen Schrittes und immer ängstlich auf das Haus zurückschauend auf ihn zu. Er sagte: „Guten Abend, Gretli!“ Es bot ihm die Hand: „Guten Abend, Chasp, die Freude, ich habe unsinnig Herzklopfen, wie kommst Du hieher?“ Dann erzählte er, wie er die Adresse vernommen habe, erst vor ein paar Tagen, und jetzt sei er schon da. „Also hat meine Freundin doch geplaudert, wie ich gerechnet habe“, lachte Gretli, „au, das ist fein!“ Es erzählte nicht lange von all seinem Unglück, von all den Verboten und schlimmen Dingen. Und er mußte nicht lange fragen, er sah, in sei-

nem Gesicht und in seinen Augen, daß es eine unsinnige Freude an ihm hatte.

Vom Fenster aus rief jemand nach ihm, es schaute nicht einmal um, sondern zog den Chasp weiterredend in das tiefe Dunkel unter dem großen Baum.

Jetzt endlich konnten sie reden. So lange Zeit hatten beide gebangt, gelitten und gezweifelt. Aber jetzt würde alles klar und schön. Nicht viel Zeit war ihnen zur Verfügung, aber doch genug, um endlich wieder glücklich zu sein. Nach dem lieben und herzigen Abschiedskuß sagte Gretli: „Ich habe alles versucht, um der Mutter zu gehorchen und Dich zu vergessen, aber ich glaube, ich kann das meiner Lebtag nicht.“

Mit dieser Gewißheit ging Chasp fort, in die Nacht hinaus, gegen die fremde Stadt zu. —

Eine lange Beicht.

Uderntags kam Chasp heim. Noch nie war er so leicht, so munter und lustig durch das Tobel hinauf geschritten. Zum ersten Mal gab er dem Michel jodelnd ein Zeichen seiner Ankunft. Er freute sich direkt, hier hinauf heimzukommen, in das Haus, das in der Abendsonne leuchtete und dessen Fenster den roten Schein widerspiegeln. Schön war das Land hier oben, weit, offen und frei.

Michel lag im Bett. Das Fieber hatte ihn wieder gepackt. Am Morgen hatte er noch gemolken und die Milch auf dem Drahtseil hinunter geschickt, dann hatte er geschwitzt und gefroren. Jetzt war er wieder in übler Verfassung. Auch hatte ihn kurz nach Chaspis Abreise die Aufregung gepackt, wegen der Sorge um seine Goldstücke. Nun zählte ihm Chasp das Geld auf die Bettdecke und erklärte ihm, daß er ordentlich mehr als verahredet für jedes Stück bekommen habe. Michel lachte aistig dazu und sagte: „Hab das schon aewußt, daß sie mehr wert sind. Ich wollte nur schauen und brüsen, ob Du an mir treu und ehrlich bist.“

Chasp ließ das Geld auf der Decke liegen, kochte und ging dann in den Stall. Am Abend machte er dem Michel Umhänge und blieb bei ihm in der Kammer. In der Ecke

brannte das kleine Flämmchen in der Delampe. Michel fuhr immer noch aufgeregt mit den Händen über die Bettdecke, wo vorher das Geld gelegen war. Chasp legte sich auf den Boden auf den Militärfaputt. Er hörte das hastige Schnaufen des Michel und etwas später hörte er ihn reden: „Chasp, schläfst Du?“ „Nein, was ist?“ „Chasp, hör zu, ich muß Dir vielerlei sagen, Du mußt Deinem alten, armen Vetter helfen, — ich trags nicht mehr allein, bleib liegen, hör zu.“

Zuerst mit hastigen und abgerissenen Worten, dann mit langen Pausen redete der fiebernde Michel gegen die Balken hinauf: „Du mußt mir bei allen Heiligen schwören, daß Du nie im Leben und Sterben einem Menschen davon sagst, hörst Du, schwören beim Leben Deiner Mutter und allem, was Dir lieb und wert ist. Du wirst das niemandem sagen, es wird Dir auch niemand Glauben schenken, es nützt Dir nichts. . . . Das war vor langer, langer Zeit, so an die fünfundvierzig Jahre, da habe ich einen Prozeß gehabt wegen dem Wald ennet dem Kreuz. Der Wald gehörte mir, ein ganzer breiter Streifen. Aber die Besitzer vom großen Wald haben das bestritten. Sie ha-

ben mit Fürsprechern und Advokaten auf mich gehezt. Ich habe mich selber verteidigt. Habe das gute Geld für einen teureren Advokaten sparen wollen. Da haben sie mir Falsch gestellt, haben mich um das Stück Wald betrogen, weil ich nicht rechtzeitig

Eingaben gemacht habe. Wegen zwei Tagen zu spät, hat man mir den Wald gestohlen. Dann habe ich Rache genommen. Auf der anderen Seite vom Heimen ging um die Zeit eine Lawine ins Tal, dort, wo sonst nie eine niedergeht. Die ganze Grenze vom Heimen war verschüttet und verwüstet. Da habe ich den Marchstein um ein paar Schuh weiter gegen den Wald zu versetzt, nicht so viel, wie sie mir auf der anderen Seite genommen haben, nur etwa vier, fünf Klafter. Bis das alles aufgeräumt war von der Lawine und überwach-

sen, hat das niemand gemerkt bis heute. Das ist jetzt ein kurzes Menschenalter so geblieben. Viele Jahre lang habe ich nicht mehr daran gedacht. Nur wenn ich ab dem Streifen den Nutzen genommen habe, da hat es mich jedesmal zu innerst gefreut. Aber wenn man alt ist und krank ist, da kommen die Gedanken von der anderen Seite. Hörst Du zu, Chasp?“ „Ja“,



Altstadt und Turm in Laufenburg

tönte es vom Boden her. „45 Jahre Nutzen, es war kein großer Nutzen auf dem Stück, aber wenn man das jetzt alles zurückgeben müßte, könnte man verlumpen. Und wenn man weiß, daß das in alle Ewigkeit so bleibt, dann kann man nicht schlafen, als kranker Mann. Da drückt einem der Marchstein auf die Brust. Ich habe die letzte Nacht keinen Atem gehabt und einen schweren Traum. Im Traum, da war ich selbst als ein brünniger Mann. Und ich habe mich selbst gesehen wie ein Tannenast brennen und so von der alten March zur neuen laufen; hin und wieder zurück. Hörst Du, Chasp, der Marchstein muß wieder zurück ins alte Loch. Das mußt Du machen, Chasp, sonst kann ich nicht mehr schnaufen, nicht mehr leben und kann auch bis in alle Ewigkeit nicht sterben.“

Chasp lag schon lange nicht mehr. Friedend saß er im Dunkeln und schaute zum Bett hinauf, wo dann und wann im Schein des Lichtleins die zitterige Hand des Michel auftauchte. Schwer ging der Atem des Kranken, als ob ihm wirklich ein großer Stein auf der Brust läge. Chasp hatte noch nie jemanden sterben gesehen. Er glaubte nun, es gehe mit dem Michel zu End. Alles versprach er zu tun und nie im Leben etwas zu verraten. Er gab ihm zu trinken, holte Kissen und schob sie ihm unter Rücken und Kopf. Er fing an den Rosenkranz zu beten, bis Michel endlich ruhiger wurde. Aber nach kurzer Zeit schreckte er wieder auf, griff nach Chasp's Hand, krallte seine Finger hinein und wollte neue Schwüre der Verschwiegenheit hören. Dann fuhr er fort: „Aber das ist nicht alles. Das Gefährliche ist der Schatz. Damals habe ich den Marchstein unter dem Lauschutt ausgegraben und grad unter dem Marchstein lag Eisen und Holz, eine kleine Kiste voll von Doublonen und Louis d'or. Mag vielleicht hundert Jahr dort gelegen sein. Wohl aus Angst vor den Franzosen, in der Ueberfallzeit vergraben worden sein. Das lag mitten unter dem Grenzstein, also gehörte allerwenigstens die Hälfte mir, das war mein Grund und Boden. Dann hab ich die neue March gemacht, mit dem Stein, so gehörte das Ganze mir. Ich hab das Gold in

Sicherheit gebracht, keinem Menschen die ganze Zeit ein Wörtlein gesagt, 45 Jahr. Aber ich habe damit viel Kummer erlitten. Heimlich habe ich auswärts davon umgewechselt. Immer hatte ich Angst, das Versteck werde erbrochen und viele würgende Nächte habe ich für den Schatz gelitten. Immer von Zeit zu Zeit steht ein Mann in der Nacht an meinem Bett, plagt mich und brennt mich und fragt mich nach dem Schatz. Manchmal ist er im Soldatenrock wie ein Napoleon, dann ist er wie ein Advokat, ein andermal wie ein Seefahrer, aber jedesmal höre ich ihn sagen:

„Das Geld bringt Dir kein Glück, eh' Du verschenkt hast jedes Stück.“

Ich hab noch kein Stück davon gebraucht. Nur gewechselt habe ich, in gültiges Geld, wie Du mir jetzt auch fünf gewechselt hast. Aber es ist alles beieinander in der Kiste im Versteck. Chasp, bleib bei mir, wenn der Mann wieder kommt, der Mann mit dem heißen Atem und den feurigen Augen, dann schlag ihm von hinterrücks den Schädel ein, hörst Du, nimm die Art unter dem Bett hervor und wenn er kommt und spricht, dann schlägst Du ihn für immer tot.“ Langsam ging Michel's Reden in Lallen und Gemurmel über. Die verkrampften Hände lösten sich mählich. Er atmete tief und rasselnd und blieb ganz erschöpft so liegen. Chasp achtete auf jedes Zucken im Gesicht. Er spürte, wie Michel immer wieder seine Hand fester umschloß, um sicher zu sein, daß Chasp noch da sei.

Der Morgen brachte endlich Erleichterung für den Kranken und Ruhe für den Chasp.

Ist das ein Gespenst?

Während des Tages sprach keiner ein Wort von dem, was in der Nacht geredet worden; auch die nächsten Tage nicht. Chasp war so befangen und verängstigt gewesen, daß er seinem Gedächtnis nicht mehr traute. Er wollte nicht davon anfangen zu reden.

Die ersten Herbststürme rüttelten am Unghiwi-Haus. Der Wind pfiff im Kamin und in den Schindelspalten und winselte und heulte im Ahorn neben dem Stall. Das Vieh war unruhig. Ein Abend, da der

Mensch kleiner wird, weil Größere die Macht und Kraft zeigen. Michel, der sich ordentlich erholt hatte, war heute wieder schlechter dran. Er rief ihn in seine dunkle Kammer hinunter mitten in der Nacht und hieß ihn jetzt sofort daran zu gehen, den Marchstein auszugraben und am alten Ort wieder einzusetzen. Er beschrieb ihm aufs Haar genau wo und wie. Chasp wollte das doch lieber bei Licht machen. Aber Michel hatte Angst, es könnte jemand dazu kommen oder man könnte mit Feldstechern und Spiegelrohr zuschauen. Jetzt sei sicher niemand um den Weg, — jetzt müsse er gehen. Chasp wehrte sich weiter, der Sturm und Wind verblase doch jedes Licht. Er könne doch nicht im Finstern graben. Michel beharrte darauf, befahl, bat und flehte. Gut also, Chasp ging.

Mit Pickel und Schaufel und zwei Sturmlaternen schritt er mühsam gegen den Wind. Huuuuh, huuuuh huuuuh jammerte es über die Hügel.

Im Wald krachten die Stämme und die Äste. In den Felsen tobte und wimmerte es. Chasp suchte und suchte eine halbe Ewigkeit den bezeichneten Stein. Der war nicht leicht zu finden. Nur einen unsichern kleinen Kreis erhellten die flackernde Laternen, und da er sich öfters gegen den Wind anstemmen mußte, verlor er das Gefühl für aufwärts und abwärts. Endlich stand er doch dabei.

Er beeilte sich. Schon beim ersten Aufschlag der Eisenspitze auf Stein erschrak er. Er hatte Zeit genug, die Dunkelheit dauerte wohl noch viele Stunden, aber Chasp grub

wie ein Gehefter. Der Marchstein war groß und reichte tief hinunter zwischen Erde und Steine. Es schien ihm, als ob das verwitterte, rot bemalte Kreuz darauf wie eine blutende Wunde aussähe. Nun konnte er endlich mit der Eisenspitze unter den Stein greifen. Er riß mit allen Kräften, er gab ein wenig nach. Ruck um Ruck hob er ihn aus dem Loch. Beinahe ganz draußen rutschte er wieder ins Loch zurück. Jetzt wurde Chasp wütend. Kraft und Wut

zusammen hoben nun den Stein heraus, daß er vom Lochrande wegrutschte und ein paar Schritte hinunter glitt. „Dich soll der Teufel holen, du verfluchter Stein!“ wettete Chasp und griff sich an die Stirne. Sich aufrichtend gewahrte er ein Lichtlein ganz in der Nähe, sah im dünnen Schein den Umriß eines Körpers und hörte durch die fahrende Luft eine Stimme: „Was machst Du da, Bub!“ Chasp stand wie gelähmt. Der Schrecken verwürgte ihm den



„Was machst Du da, Bub?“

Hals, daß er keinen Ton herauspressen konnte. Er sah nur mit weit aufgerissenen Augen auf das schwankende Licht, und da es näher kam, wich er zurück. Eine Sekunde darauf lief der Chasp von Angst und Schrecken gehezt über die Matte, ohne sich umzuschauen bis zum Stall, und floh hinein. Durch das kleine Fenster sah er, daß ihm das Lichtlein nicht gefolgt war. Das gleichmäßige Atmen der Kühe beruhigt nach und nach den zitternden Chasp.

Erst lange später ging er ins Haus. Dem Michel sagte er kurz, es sei alles in Ordnung.

Ein Wiedersehen unter Dampf.

Am Tag darauf war im Wald ennet dem Graben eine Holzsteigerung. Die Bauern standen rauchend und diskutierend beieinander. Es war kein großes Angebot und kein großer Auflauf. Der Migi vom Fleklibach, der sich immer und überall hervortun wollte, der mit Regierung und Behörde stets auf gutem Fuß sein wollte, gleichzeitig aber im Verdacht stand zu wildern, war auch dabei. Nach der Steigerung sprach dieser Migi ganz geheimnisvoll mit dem Gemeindegemeinder. Die andern gingen langsam zu Tal. Der Migi erklärte, daß er gestern Abend da drüben das Holz angeschaut habe, dann sei er auf dem Umweg über das Unghiiri heimzu. Er habe da etwas gesehen, was den Gemeindegemeinder gewiß interessieren werde. Dieser hatte wohl noch anderlei vor, ging aber doch auf langes Zureden hin gegen den Graben und gegen das Unghiiri hinüber. Dort sahen sie den ausgegrabenen Marchstein liegen, den Bickel und die Schaufel mit den eingebraunten Zeichen des Michel. Sie sahen auch, nicht weit davon, das frische Loch, wo der Marchstein vorher gesetzt gewesen war. Der Migi meinte: „Wenn man so eine Amtsperson, eine Urkundsperson ist, wie Ihr, Herr Gemeindegemeinder, wäre es wohl richtig, über diesen Tatort ein Protokoll aufzunehmen. Das ist doch quasi Euer Pflicht, und Ihr müßt dann unter Umständen nicht noch einmal hierher hinauf laufen. Ich habe Euch mit der Gelegenheit so quasi einen weiten Gang erspart.“ Der Gemeindegemeinder konnte sich nicht vorstellen, daß der alte Michel, der ja krank war, eine solche Arbeit ausgeführt habe. Der Migi sagte nicht ja und nicht nein, er sagte nur, er wisse, wer es gemacht habe, er habe zugeschaut. Es könne vielleicht sein, daß der junge Chasp vom Gfell auf das Heimeli aspiriere und es jetzt eben ein wenig vergrößern wolle.

Der Gemeindegemeinder machte einige Notizen in sein Taschenbüchlein, schrieb sich genau Ort und Stunde und den Tag auf, machte sogar eine kleine Zeichnung dazu und ging mit dem Migi talwärts.

Einige Zeit später kam Gretli schwer bepackt auf dem Sträßchen gegen das Moorboden-Haus zu. Es trug einen Koffer und einen Wäschkorb. Der Hut war ihm ins Genick gerutscht, die Haare an der Stirne flogen nach allen Seiten. Eiligen Schrittes ging es zur Haustüre und ohne abzustellen die Stiege hinauf. Im Gang traf es mit dem Vater zusammen. Dem sagte es: „Da bin ich, Vater; macht mit mir, was ihr wollt, aber jagt mich nicht in diese Stelle zurück, sonst geschieht ein Unglück!“ Der Vater wußte nicht recht was sagen. Vorab begrüßte er sein Meitschi herzlich und fügte dann etwas zögernd bei, daß die Mutter darüber wohl nicht erfreut sein werde. Sie sei in der Waschküche. Daraufhin verduftete er.

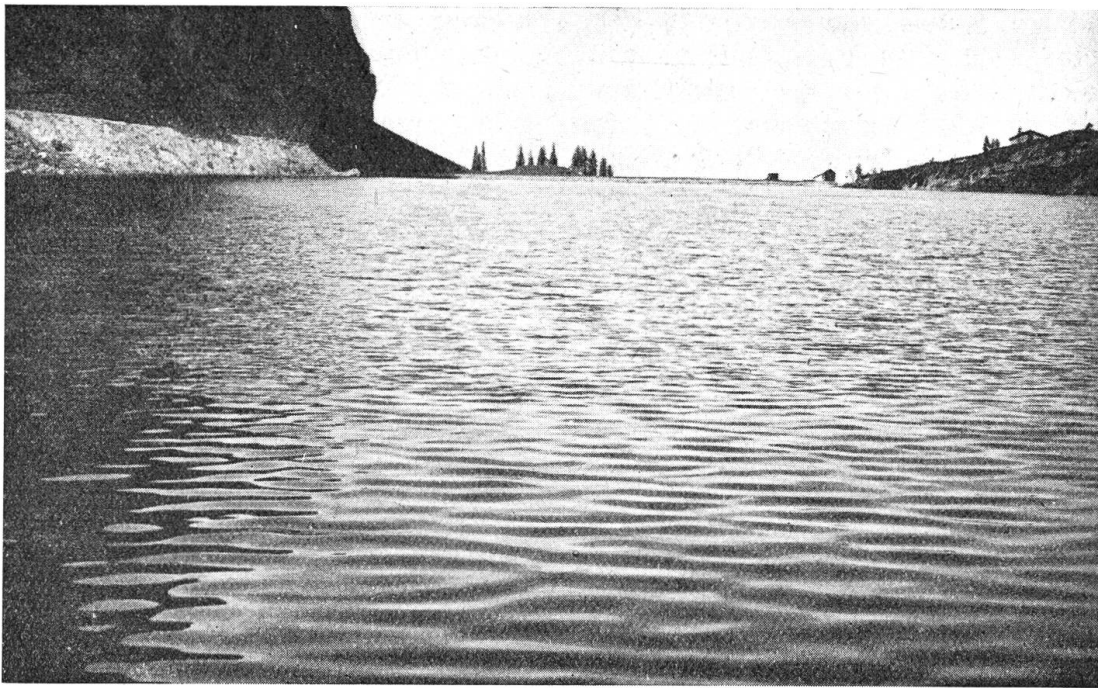
Gretli legte Hut und Mantel ab, machte fehr und ging in die Waschküche hinunter. Die Mutter hantierte dort in vollem Eifer. Dampf erfüllte den ganzen Raum und das Rauschen des Wassers übertönte Gretlis Schritte. Gretli trat zu ihr in den Dampf hinein und sagte: „Guten Tag, Mutter, ich hab's einfach nicht mehr ausgehalten, schimpf nicht zu sehr, wenn Du alles weißt, wirst Du zufrieden sein und mir recht geben!“ Die Mutter war sprachlos. In der einen Hand tropfende Wäsche, in der andern Hand einen Zuberstößel haltend, schaute sie durch die Dampfswolken auf das Mädchen. Sie hatte einfach die Sprache verloren. In der Ecke überlief ein Zuber. Gretli sprang zum Wasserhahn und stellte ab. Es wußte sonst nicht was tun. „Setzt behüt uns der allmächtige Himmel“, sagte endlich die Mutter, auch das noch!“ Gretli sagte schnell: „Ich geh mich geschwind umziehen, Mutter; dann helfe ich Dir.“ Und flugs war es fort.

Die Mutter setzte sich auf die Waschbank. Sie mußte den Schrecken sitzend überwinden. Das war nach ihrer Auffassung eine unerhörte Katastrophe. Gretli kam bald herunter. Es blieb nicht lange stehen, sondern packte an und half. Während der Arbeit im Dampf zwischen Zubern, Reinen und Kesseln, erzählte es von der Stelle, von den Leuten, der schlechten Behandlung, von Zank und Streit. Das alles hätte es wohl

ertragen können, wäre wohl zu überstehen gewesen, aber der Bauer, der gar oft betrunken war, der von seinen üblen Absichten nicht abgelassen habe, im Gegenteil. „Ich bin nicht wegen der harten Arbeit, nicht wegen der schlechten Kost und Behandlung heimgekommen, sondern wegen meiner Ehre.“ Die Mutter sagte merkwürdig wenig. Schließlich ging sie hinauf in die Küche, während Gretli weiter wusch.

Am Abend kamen die Brüder zu Tisch.

den, wie er im Unghiiri den Marchstein versetzt hat. Das gab zu phantasievollen und überspannten Deutungen Anlaß. „Denkt euch nur, der spekuliert auf Michels Tod!“ Und andere wieder: „Das ist ein ganz Schlauer, der hat sich das so schlau ausgerechnet, kommt's an den Tag, so ist es der Michel gewesen, kommt's nicht aus, dann haben die im Gfell, also auch der Chasp, später den Nutzen davon“. Da man ging sogar soweit, daß eine ganz böse Stimme



Bannalp-See bei vollem Stau mit dem Staudamm im Hintergrund

So enthält der See einen Gehammtinhalt von 1 720 000 m³ Wasser

Der eine fragte, warum heute ein Teller mehr sei auf dem Tisch? Die Mutter sagte nur: „Das Gretli ist heimgekommen, es bleibt jetzt wieder da.“

Wie Chasp ganz klein und zahm wird.

Im Dorf waren in der Zeit alle bösen Mäuler in Bewegung. Da wurde getuschelt und gerätselt. Man ließ die Arbeit liegen und lief von Haus zu Haus, Frauen standen in Gruppen und die Männer in der Sennhütte redeten eine Ewigkeit davon. Das furchtbare Verbrechen, die unglaubliche Sensation: Chasp vom Gfell war ertappt wor-

behauptete: „Das ist ganz sicher, der Chasp gibt dem Michel ein langsames Gift, sonst wäre der Michel mit seiner Roßnatur schon lange wieder gesund, aber der Chasp läßt den nicht mehr gesund werden, läßt den nicht mehr aus den Klauen!“

Chasp kam ins Dorf und war erstaunt, daß alle Leute so bössartig und feindselig zu ihm waren. Er ging in die Sennhütte wegen der Milchrechnung. Plötzlich verstummte bei seinem Nahen das eifrige Gespräch der anwesenden Bauernburschen. Er wollte mit ihnen reden, aber einer nach dem andern ging fort. Er kam in einen Laden, um Lebensmittel zu kaufen; sofort hörte

das Reden der Frauen auf. Er konnte sich diese feindliche Stimmung nicht erklären. Er schritt durch das Dorf hinunter und begegnete dem Polizisten. Der schien an ihm schon von weitem eine helle Freude zu haben. „Euch suche ich gerade das ist jetzt recht, schöner kann es gar nicht gehen, sonst hätte ich jetzt ins Unghiiri hinauf zu Euch kommen müssen“, sagte er und suchte dabei in allen Taschen herum. Chasp fragte, was er denn von ihm wolle. Nach langem Suchen zog er endlich eine Karte hervor. Darauf stand Chasp's Namen und Adresse, auch zwei große Stempel prangten darauf. Der Inhalt und Zweck dieses Schriftstücks war eine Aufforderung, sofort auf dem Rathaus im Hauptort zum Verhör zu erscheinen.

Chasp wurde kreidebleich. So etwas war ihm doch im Leben noch nicht passiert. Das mußte ein Irrtum sein. Ja so ohne weiteres ließe er sich nicht herumdirigieren. Er wolle wissen, warum, und überhaupt habe er keine Zeit, er müsse zum Melken zurück sein, der Michel sei allein. Und er gehe nicht ab dem Fleck.

Der Polizist wußte nicht mehr als auf der Karte stand. Er wollte auf alle Fälle sofort den Chasp mitnehmen, damit er nicht vielleicht doch bis hinauf ins Unghiiri gehen müsse. Er erklärte dem Chasp, wenn es ein Irrtum sei, wisse er in zwei Stunden Bescheid, dann könne er immer noch zeitig heimkommen. Schließlich sei ja Chasp nicht ein Verbrecher, den man nötigenfalls mit Handschellen durch den Hauptort führen müsse. So wisse niemand davon, und es gebe kein Aufsehen. Schließlich und endlich ging Chasp mit samt seinem Rucksack voll Lebensmitteln mit dem Polizisten dem Hauptort zu.

Aber während er, möglichst gleichgültig scheinend, mit dem Polizisten sprach, sprangen in seinem Kopf ganz toll die Gedanken durcheinand: „Waren es wohl falsche Goldstücke, die Michel ihm gegeben hatte, oder falsches Gold, das Michel damals gefunden? Hatte ein Uhrmacher ihn verklagt oder war das Einwechseln verboten?“ Lauter ungewisse Möglichkeiten nahmen ihm nach und nach die vorerst vorhandene Sicherheit. Er fragte den Polizisten, ob solche Irrtümer

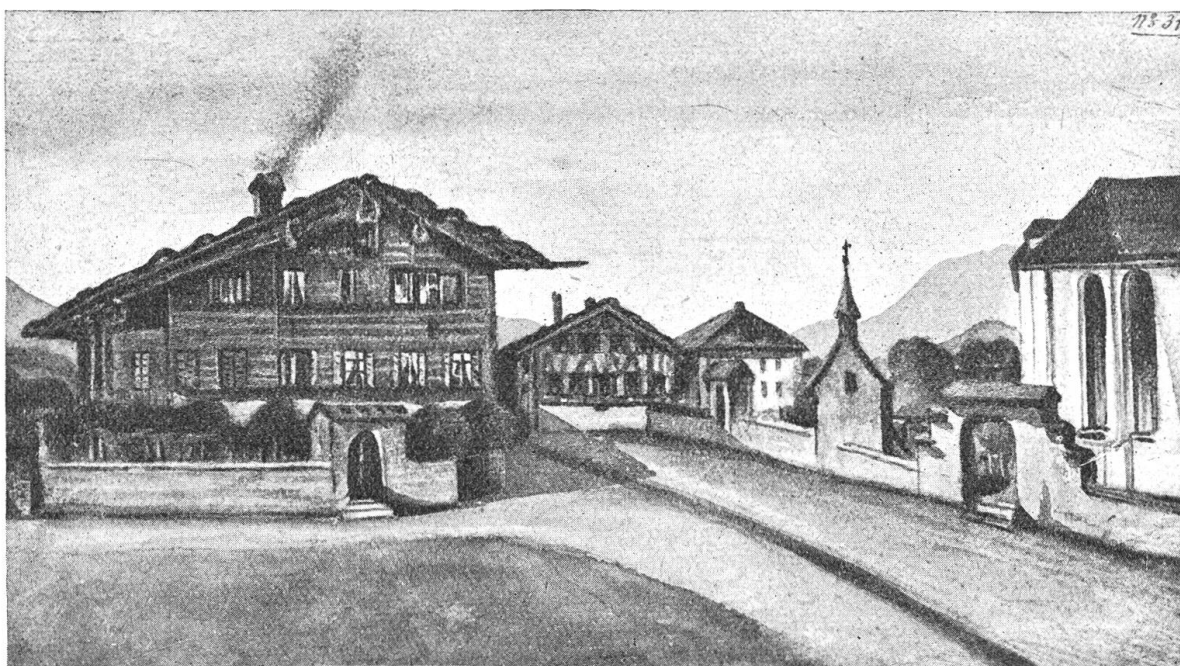
schon oft vorgekommen seien. Dieser meinte: „Zuerst sagen alle, es sei ein Irrtum. Nachher hocken sie dann doch eine Ewigkeit im Loch.“ Chasp wechselte daraufhin das Thema.

Auf dem Rathaus führte man ihn zuerst in ein Zimmer und ließ ihn dort lange warten. In dem Zimmer hingen an der Wand Plakate mit lauter Verbrecherphotographien. In einer Ecke lag ein halb aufgerissenes Paket. Chasp stellte fest, daß zwei drei Wildfellen darin waren. Das war also in jeder Beziehung ein unheimlicher Ort.

Der Polizist kam und führte ihn in ein anderes Zimmer. Darin saß der Verhörrichter hinter einem Pult. Chasp erklärte sofort, daß er nur irrtümlich da sei. Der Polizist müsse an eine falsche Adresse geschickt worden sein, er wisse nicht warum. Der Verhörrichter aber wollte das gar nicht wissen, sondern fragte ihn, wie er heiße, fragte ihn nach dem Namen des Vaters und dem Mädchenamen der Mutter und schrieb all das auf einen großen Bogen. Dann schaute er auf und fragte ganz plötzlich: „Habt Ihr den Marchstein ausgegraben, ja oder nein?“ Diese Frage traf den Chasp wie einen Blitz. Daran hatte er nicht gedacht. Aber eben so blitzschnell dachte er an das Versprechen, das er dem Michel gegeben hatte und schwieg. Der Verhörrichter sagte: „Laut den Angaben habt Ihr in der und der Nacht den Marchstein auf der Südseite des Heimens Unghiiri genannt ausgegraben, Ihr seid bei der Arbeit von einem talabwärts gehenden Zeugen ertappt und verscheucht worden, stimmt das?“ Chasp schwieg. Er schaute unverwandt vor sich auf den Boden. Er hörte, wie ihm der Mann hinter dem Pult erklärte, daß er antworten müsse, und zwar unter Strafe antworten müsse. Chasp sagte endlich: „Ueber diese Geschichte kann ich kein Wort sagen; ich kann Euch nur bei allen Heiligen versichern, daß nichts Schlechtes geschehen ist in dieser Nacht. Mehr kann ich nicht sagen. Ich darf nicht mehr sagen.“ Darauf wurde er gefragt, ob er jede Aussage darüber verweigere. „Ja“, sagte Chasp trocken. Der Verhörrichter rief den Polizisten und sagte zu ihm ganz geschäftsmäßig: „Sperret den

da bis morgen ein und bringt ihn dann am Morgen wieder ins Verhör.“ Da kam die Wut über ihn. Chasp holte zum Schlag aus und sagte: „Probiers!“ Dann aber nahm er sich plötzlich zusammen und bat, man solle ihn doch heimlassen, der Michel sei krank und allein. Der Verhörriechter sagte ganz ruhig: „Gut, erzähl mir, wie das alles zu- und hergegangen ist, und ihr könnt nachher heim.“ Das wollte Chasp nicht. Dann wurde er widerstandslos ab-

jetzt, wie gut ich daran getan habe, Dich vor diesem Chasp zu warnen und zu verschonen! Jetzt wärest Du in aller Leute Mund als die Braut des Grenzfreblers. Begreifst Du jetzt endlich, daß ich es nur gut mit Dir gemeint habe?“ „Aber Mutter“, sagte Gretli, „es ist doch gar nichts bewiesen, das alles ist doch nur ein Gerede.“ Aber die Mutter beharrte darauf, daß sie das als absolut sicher vernommen habe. Gretli schwieg.



Der Pfarrhof von Stans nach einem alten Stich

geführt und im Untersuchungsgefängnis eingesperrt.

Krankenschwester wider Willen.

Auch auf dem Moorboden hatte das Gerücht von Chaspis Verbrechen Einlaß gefunden. Die Mutter erfuhr es auf dem Kirchgang, der Bruder in der Sennhütte. Dieser erzählte davon am Tisch. Der Vater sagte nicht viel dazu. Die Mutter ergänzte noch einige Einzelheiten, wie sie es vernommen habe. Es war halt eben ein wundervoller Gesprächsstoff. Aber für Gretli war es eine Qual.

Beim Abwaschen sagte die Mutter ganz ruhig und freundlich zu Gretli: „Siehst Du

Den ganzen Nachmittag konnte es keinen gescheiten Gedanken fassen. Es wußte gar nicht, an was es denken sollte. Sicher war alles nur erlogen und erfunden, irgend ein dummes Geschwätz. Sein Chasp war doch ein gerader, ehrlicher und braver Mensch. So ein Verbrechen ihm zuzutrauen, war ja absurd. Es bohrte sich immer mehr in die absolute Sicherheit hinein, daß Chasp unschuldig verleumdet werde. Es dachte: „Sicherlich weiß Chasp nicht einmal davon, daß die Leute hier so von ihm reden. Er sollte nur selbst ins Dorf kommen und die Leute von seiner Unschuld überzeugen, sonst frißt sich dieses Gerücht in alle Köpfe und Gedächtnisse ein.“ Gretli geriet so in eine furchtbare innerliche Aufregung hinein. Es

mußte unbedingt etwas geschehen, Chasp mußte sofort und energisch eingreifen, sonst war alles verloren. Wenn es ihm nur irgendwie ganz schnell Bericht geben könnte! Ja, wenn es selbst ihm alles erzählen würde?

Gretli ging an dem Abend, da Chasp eingesperrt war, etwas früher als sonst zur Chorprobe von daheim fort. Aber anstatt ins Schulhaus zum Singen, eilte es durch das Tobel ins Unghiiri hinauf, um nur schnell mit dem Chasp zu reden und dann gleich wieder heimzurennen.

Aber es traf dort oben keinen Chasp, wohl aber brüllende Rüche und einen stöhnenden Michel. Der hatte einen bösen Tag hinter sich, das sah Gretli sofort. Er wetterte nicht einmal, daß ein Weibervolk in seine Kammer kam. Er sagte, er erwarte den Chasp schon lange vom Dorf zurück. Gretli wollte schnell umkehren, um den Chasp auf dem Weg zu treffen. Aber Michel war so elend, daß er tatsächlich Gretli bat, ihm etwas Kaffee zu kochen. Auch des brüllenden Viehes erbarmte sich das Mädchen. Da es vom Stall zurückkam, hatte der Michel rote Flecken im Gesicht und blaue Lippen. Da konnte es doch nicht fort. Die Luft war dick und drückend. Der Föhn hatte während des ganzen Tages über den Südbergen gestanden. Jetzt am Abend jagte er den Menschen das Blut in den Kopf und drückte ihnen auf Brust und Herz. Gretli suchte mit den wenigen vorhandenen Mitteln dem alten Kranken Linderung zu verschaffen. Es fand Kräuter im Kasten und braute einen Tee. Das half dem Michel, über das Schlimmste hinwegzukommen. Wenn nur der Chasp endlich käme, damit es heimeilen könnte! Das war ja nicht zum Ausdenken, was die Mutter sagen würde, wenn sie erfahren sollte, daß es über Nacht im Unghiiri oben gewesen! Aber war es nicht erste Menschenpflicht, hier bei dem Kranken zu helfen? Es dachte daran, was der Pfarrer in der Schule sie gelernt hatte. Dachte an die Werke der Barmherzigkeit und daß Gott jenen Liebe und Hilfe schenkt, die Kranke pflegen und Armen und Verlassenen beistehen. Michel begriff wohl, daß Gretli heim wollte, aber er hatte hier allein eine

solche Angst vor dem Sterben. Gretlis Hand half so gut! Er bat und bettelte, es solle ihn in seiner großen Not nicht verlassen. „Laß mich jetzt nicht allein, verlaß mich nicht, bleib bei mir, bis der Chasp kommt, Du sollst das gewiß nicht umsonst tun“, immer wieder zwischen den kurzen Atemzügen redete er so. Er fühlte wohl, daß es mit ihm schlecht stand.

Lange nach Mitternacht griff er nach Gretlis Hand, hielt sie ganz verkrampft fest und sagte ernst wie ein Schwur und feierlich: „Du, wenn Du bei mir bleibst bis zuletzt, bis zum End, dann sollst Du alles haben, was mir gehört, und ich habe viel!“

Gretli fing an mit ihm zu beten. Die ruhige, weiche Stimme tat ihm wohl. Die hastigen Bewegungen wurden seltener. Nach und nach kamen auch Bruchstücke von Gebeten über seine Lippen: „Gib uns heute unser tägliches Brot — — der Chasp ist gut zu mir, es kann ihm kein Unglück geschehen — — Gott ist gerecht im Strafen und im Lohnen — — Vergib uns unsere Schulden — — der obere Rain hat mir immer gehört, das war mein gutes Recht — und erlöse uns von dem Uebel — —“

Langsam kam ein heller Schimmer durch die Fenster, und mit diesem fernen Licht kam auch ein zarter Wind, von Norden her ein kalter Luftzug, der die drückende Föhnlast besiegte.

Es war Morgen und Gretli war immer noch da und wartete auf den Chasp. Seine Verzweiflung und Sorge wegen daheim, hatte es überstanden, wie der Michel die böse Nacht. Es überließ alles Kommende dem Herrgott, seiner Güte und Vorsehung und tat das, was sein Gewissen ihm gebot.

Gretli war aber auch in tausend Angsten um den Chasp. Warum kam er nicht? War ihm im bösen Tobel etwas zugestoßen? Es schrieb eine Mitteilung an den Senn, legte diese unter die Milchkanne im Drahtseil, man solle sofort einen Doktor zum Michel hinauf schicken und eine Hilfe. So mußte ja bald jemand kommen.

Michel konnte wieder besser atmen. Er trank Kaffee, Gretli kochte ihm Suppe. Er redete wieder zusammenhängend. Bald einmal begann er zu fragen, was er in der

Nacht alles gesprochen habe. Gretli gab ihm schonend und aufrichtig Bescheid. Er war aber nicht zufrieden und sagte schließlich: „Hab ich Dir nicht viel versprochen, wenn Du bleibst?“ Gretli meinte, es könne sich daran nicht so genau erinnern. Er aber beharrte darauf: „Das weiß ich ganz genau, was ich gesagt habe, und wirst sehen, der Michel hält Wort.“ Stunde um Stunde verging.

Mit Verdacht entlassen.

In einer kleinen Zelle saß Chasp auf einer Britsche mit Stroh. Ein schmales Fenster mit engen, in die dicke Mauer eingelassenen Gitterstäben sorgte für spärliches Licht und Luft. Die dicken Holzwände waren von vielen tausend Händen abgegriffen und waren voll Kerben und Zeichnungen. So mancher hatte hier an dieser Wand seine Sehnsucht verewigt, oder mit dem Fingernagel für jeden verfloßenen Tag einen Strich eingekerbt.

Aus Holz und Eisen war der Raum; Eisen im Fenster, Eisen an der Türe, eiserne Beschläge, viel zu stark. Da war alles so massiv gemacht, daß Schwerverbrecher und Tobsüchtige umsonst ihre Kraft verschwenden konnten. In der Türe war eine Klappe eingebaut, durch welche das Essen hindurchgereicht wurde; auch diese Klappe war eisenbeschlagen und bewehrt.

Hier saß er nun, unglücklich und elend. „Also war das doch kein Geist, der mich vom ausgegrabenen Marchstein vertrieben hat. Was macht nur der arme Michel, ich habe ihm so sicher versprochen, ganz früh zurück

zu sein, und im Stall? Michel kann doch unmöglich aufstehen, muß zu allem noch das Vieh brüllen hören.“ Dunkel wurde es in der Zelle. Es war keine Möglichkeit, Licht zu machen, vorhanden. Seine Taschen waren leer, man hatte ihm alles abgenommen: Uhr, Saadmesser, Zündhölzer, Geldsack und natürlich den Rucksack. So saß er im Dunkeln und hatte wahrlich genug zu denken.

Er mußte doch irgendwann eingeschlummert sein, denn er schreckte plötzlich aus dem

Schlaf auf. Er wußte nicht, wo er war. Dünnes Licht fiel in einem schmalen Streifen auf den Boden. Er schaute ganz benommen den Wänden nach. Er sah die dicken Eisenbeschläge an der Türe. Da fand er sich in die Wirklichkeit zurück und dachte: „Jetzt bin ich ein Zuchthäusler!“

Endlich holte man ihn ab und führte ihn nochmals zum Verhör. Chasp blieb bei seinen Worten. Trotzdem ließ schließlich der Verhörrichter den



„Habt Ihr den Marchstein ausgegraben, ja oder nein?“

Chasp vorderhand heimgehen, nicht ohne ihn jedoch auf die Gefahr einer solchen Halsstarrigkeit aufmerksam zu machen.

Chasp bekam alle seine Sachen zurück, lud sich den Rucksack auf und machte sich auf den Weg. Gerne hätte er das Postauto benützt, aber er getraute sich nicht. Er dachte, jedermann müsse ihm ansehen, was er nun sei und woher er komme. Er machte einen großen Bogen um das Dorf. Von weitem sah er das Moorboden-Haus, wie es groß und hablich in der ebenen Matte stand. Da kam wiederum sein ganzes Elend über ihn. So einer, der aus dem Loch kommt,

kann nie und nimmer aus dem Haus da sein Fraueli holen. Das war wohl nun endgültig vorbei.

Es war gut, daß die Angst um den Michel ihn eilig vorwärts trieb.

Wie Michel Vertrag und Testament macht.

Je höher er stieg, um so mehr kam er ins Laufen und in Hitze. Aber erst so recht unsinnig siedig heiß wurde ihm, da er sein Gretli im Unghiiri-Haus an Michels Bett sah. Das verschlug ihm vollends die Stimme und den Verstand: „Was, Du bist heimgekehrt? Bist hier oben?“ Mehr sagte er nicht.

Gretli war aufgesprungen, da es Schritte gehört hatte. Aber Michel hatte mit aller Kraft Gretlis Hand festgehalten. Gretli sagte, es müsse sofort mit dem Chasp reden und dann geschwind heimgehen. Es sei wegen einer arg wichtigen Sache hier heraufgekommen. Ob er ein Stück mit ihm gehen wolle. Aber Michel ließ die Hand nicht los, er hörte nicht auf das, was Chasp und Gretli sprachen, sondern fing an, das Gretli zu rühmen und zu loben. Er frug auch nicht, warum Chasp erst jetzt komme. Nein, er hatte Wichtigeres vor.

Chasp wollte nicht vor dem Michel mit dem Gretli reden, wollte auch nicht vor dem Gretli dem Michel Erklärungen geben, deshalb blieb er unentschlossen stehen.

Michel verlangte Rissen, damit er aufsitzen könne, denn er müsse jetzt, da es noch Zeit sei, mit ihnen reden. Dann begann er: „Chasp, Du brauchst mir wegen Deinem Gretli nichts zu erklären. Es hat mir alles erzählt. Gretli hat mir das Leben gerettet, ihm will ich dafür einen guten Lohn geben.“ Und zu Gretli sagte er feierlich: „Halte nur an dem da fest, laß ihn nicht mehr los, den Chasp, an den kannst Du glauben und wirst nie enttäuscht. Ich habe ihn jetzt ausprobiert, eine lange Zeit, mit vielen Proben. So einen zuverlässigen und treuen Mann gibts nicht einen zweiten weit im Land. Du, Gretli, hast mir gesagt, ihr seid einig für die Zukunft. Das gefällt mir. Ihr habt beide nichts, nur eine schöne Zukunft. Ich habe viel, aber keine Zukunft mehr. So

wollen wir das, was wir haben, zusammenlegen.“

Gretli war so verlegen und wagte kaum, zu Chasp hinüber zu schauen, weil Michel von ihm als von seinem Mann gesprochen. Chasp verstand nicht recht, was Michel wollte, er wußte nicht einmal, seit wann Gretli zurück und da war, er wußte nur, daß Gretli immer noch keine Ahnung davon habe, daß er direkt aus dem Gefängnis komme. Er wollte deshalb erklären und fragen. Aber Michel ließ ihn nicht zu Worte kommen: „Vielleicht hab ich nicht mehr viel Zeit. Eine Nacht, wie die letzte, überlebe ich wohl nicht mehr. Ich will nicht mehr in der Angst vergehen, ich müsse allein verenden wie ein Tier, nicht mehr Angst haben wegen dem Gold und Geld und allen Gefahren. Ich will alles ändern, wie ich es vorhin gesagt habe. Ihr müßt jetzt genau nach meinen Worten eine Schrift aufsetzen.“

An dem bestimmten Ton und der entschlossenen Miene sahen beide, daß man ihm den Willen erfüllen mußte und jede Widerrede nutzlos wäre. Chasp holte Schreibzeug und Michel diktierte ihm Wort für Wort sein Testament als einen Vertrag mit dem jungen Paar Chasp und Gretli. Er beschrieb darin zuerst sein Besitztum, dann erklärte er, warum er so handle und daß das sein freier ungehinderter Wille sei: „und so sollen die beiden auf diesem Heimen schalten und walten, wohnen und hufen, als ob es ihnen gehöre. Ich aber behalte mir das Wohnrecht im obern Stock, solange ich lebe, und am Tisch um Gottswillen Essen und Trank und das Recht, dort zu sein und zu sitzen wie ein Vater. Alles Geld und Gold sollen sie nehmen und verwahren und behalten, dafür aber auch tragen und zahlen was davon in Verpflichtungen besteht, Rechte und Entschädigungen, und sollen wohl ordnen was Fremden und Verstorbenen zukommt. So will ich für meine letzten Tage und für meine arme Seele und auch für das junge Paar sorgen, weil das die einzigen Menschen in meinem Leben sind, die mir ohne Eigennutz und gern geholfen haben.“

Mit viel Fleiß und Mühe schrieb er Datum und Unterschrift. Unterdessen war es in der Kammer still wie in einer großen Kirche.

Und wie er damit Segen stiftet.

Von der Stunde an ging es dem Michel besser. Aber auch im Leben der beiden jungen Leute trat eine Wendung zum Guten ein.

Es waren allerdings noch Hindernisse und Sorgen genug. Aber es schien, als ob ein Glückstern über ihrem Geschick stände.

Von der Polizei kam lange kein Bericht mehr. Chasp wartete aber nicht bis das Gericht ihn wieder rief, sondern unternahm von sich aus, was möglich und erreichbar war, ohne daß er sein Versprechen verletzen mußte. Der Wald, der an jener umstrittenen Grenze neben dem Unghiiri stand, gehörte einem Bauer, der nicht in der Gegend wohnte. Wie Chasp vernommen hatte, wollte der Mann in der nächsten Zeit fort, in eine andere Gegend ziehen. Mit diesem Bauern verhandelte nun Chasp, ob er ihm nicht den Wald verkaufen wolle, er zahle einen schönen Preis und er brauche

doch wohl Bargeld für das neue Heimen zu kaufen, wie er beabsichtige. Es glückte Chasp, diesen Wald zu kaufen. Dabei zahlte er über die verlangte Summe hinaus soviel, wie Zins oder Nutzen für den schmalen Streifen zwischen der früheren und jetzigen March in den 45 Jahren ausmachen konnte. So blieb Michels Geheimnis gewahrt, das Unrecht war gutgemacht und der Streit um den Marchstein hatte keinen Sinn mehr.

Chasp war aber damit noch nicht zufrieden. Er wollte versuchen, herauszufinden woher das Gold in der vergrabenen Kiste stamme. Darüber aber fand er nicht die kleinsten Anhaltspunkte. Als er mit Gretli

darüber sprach und ihm die Nutzlosigkeit seiner vielen Nachfragen erklärte, machte es den Vorschlag, für den unbekannten, wohl im Franzosenkrieg gefallenen ehemaligen Besitzer und seine Mitkämpfer und Nachfahren eine Stiftmesse zu errichten, damit von dem Geld so für die armen Seelen Nutzen erwachse. Damit war Chasp einverstanden und zufrieden.

Im Moorboden traten allerdings noch vielerlei Hindernisse und Bedenken auf. Aber die Angst um das Fortkommen von Gretli

als Chaspis Frau war endgültig aus der Welt geschafft. Chasp brachte eine vom Notar beglaubigte Abschrift des Vertrages und Testaments. Dieses Dokument verschonte bei der Mutter endlich alle finanziellen Bedenken.

Freilich nahm das Dorf regen Anteil daran, daß der Chasp vom Gfell plötzlich Bauer war und Freier. Das Gerede nahm heftig für und gegen eine solche Verbindung Partei, aber die Sympathien für den Chasp nahmen doch

eher zu, da man erfuhr, er könne über ein schönes Stück Geld verfügen.

So verging die Zeit. Der Winter zog ins Land: Die Zeit, da Menschen und Natur auf neue Kraft und neues Blühen warten. Der Frühling kam, und mit ihm die Freude am Leben, der Mut in den Herzen und das Glück für das junge Paar.

* * *

Der alte Michel hatte den Winter gut überstanden. Er hat sich auch gut und gern eingelebt und daran gewöhnt, daß jetzt Chasp und Gretli in seinem Heimen schafften und sorgten. Schon lange nicht mehr war er so



Aber Michel hatte mit aller Kraft
Gretlis Hand festgehalten.

munter und wohl gewesen und wohl noch nie so glücklich. Manchmal sagte er zu Chasp: „Ich bin noch keine Minute reuig gewesen, daß ich es so mit Euch gemacht habe. Nur schon früher hätte ich das tun sollen, hätte schon früher daran glauben sollen, daß der Spruch in meinem bösen Traum Wahrheit birgt. Nun sitzt der Michel an den warmen Sommertagen auf dem Bänkli vor dem Haus, raucht gemütlich sein Pfeifchen und

schaut sorglos und fröhlich über die Welt her. Manchmal sitzt neben ihm die junge Frau und strickt. Nach Feierabend kommt hie und da auch der Chasp und setzt sich zu ihnen. Ein Bild von Freude und Frieden. Es wird nicht lange dauern, dann rutschen die drei auf dem Bänkli etwas zusammen, weil da nebenan noch ein winziges Menschlein sitzen will. So ist das Leben schön.

— Ende —

Ruibili und Kellili

Roti Chöpf und dräckig Schue
bringid d'Buebe hei am Morge.
Luegd-n-e d'Muätter heimlich zue,
hed si scho dr Chöpf voll Sorge.

Buebe, nänd d'Schue i d'Händ, laiffid drvo.
D'Muetter hed nise g'luegd, dett chund si scho.

Muetter, dänk doch ai e chli,
wie sind due die Züte gfi,
wo dui nu mid Ruibili,
Ruibili und Kellili
Buebe zeekled hesch.

S'Beetli hed e Riidle gmacht.
Dett wend's hitt go nifesttige.
Wartid lang bis teif i d'Nacht,
chräsmid uber d'Schitterbiige.

D'Muetter schlekt d'Läde zue, blasd s'Liechtli uis,
rieft dene Buebe zue: „fort do mim Huis!“

Muetter, dänk doch ai e chli,
wie sind due die Züte gfi,
wo dui nu mid Ruibili,
Ruibili und Kellili
Buebe zeekled hesch.

D'Dese gheizd und d'Läde zue,
hend si welle zäme bliibe.
Aber d'Muetter findt kei Rueh,
chund die beide cho vertriibe:

„Beetli, gang marsch is Bett, ich will dr scho,
und dui dett, Lappibueb, mach di drvo!“

Muetter, dänk doch ai e chli,
wie sind due die Züte gfi,
wo dui nu mid Ruibili,
Ruibili und Kellili
Buebe zeekled hesch.